

GESCHICHTE UND PSYCHOTHERAPIE

CHRONOSOPHISCHE UND DISKURSANALYTISCHE VORÜBERLEGUNGEN ZUR GESCHICHTE UND MYTHOLOGIE DER PSYCHOTHERAPIE AUS INTEGRATIVER PERSPEKTIVE.

VORWORT

Der folgende Essay stellt die Zusammenfassung, Überarbeitung und Erweiterung von Vorträgen dar, die ich einer Vortragsreihe über die »Geschichte der Technik der Psychotherapie« im Rahmen des postgraduierten Studiums in Psychosomatischer und Psychotherapeutischer Medizin der Donau-Universität Krems (A) in Zusammenarbeit mit der Niederösterreichischen Ärztekammer in Altengbach (NÖ) vorangestellt hatte. Ich habe den Essay mit Exkursen über »Sandor Ferenczis Betonung der Gegenwart in der Psychotherapie«, sowie über »Mythos und Kryptoreligiosität am Beispiel der Psychoanalyse« ausgestattet.

Der Essay ist als Anregung zu einem disziplinüberschreitenden, »erweiterten Denken« über Psychotherapie gedacht. Gerade in einer Zeit, in der die Psychotherapie offenbar ohne grosse Widerstände sich einem Prozess der Psychologisierung und Medizinisierung, insbesondere auch der Psychiatrisierung zu unterziehen scheint, halte ich es antizyklischerweise für angezeigt, sozusagen einen Schritt zurückzutreten, einen anderen Gesichtskreis und Blickwinkel zu wählen, mit dem Ziel, weitere Perspektiven einzubeziehen und tiefere Einblicke vorzunehmen.

Meine Antithese zur Medizinisierung und Psychologisierung von Psychotherapie, die ich als Verengung ansehe, lautet: »Psychotherapie ist Therapie von Menschen in Kontext und Kontinuum«. Ich plädiere für eine multiwissenschaftliche, insbesondere humanwissenschaftliche Grundlegung auch der ärztlichen Psychotherapie, so, wie es einer den »ganzen Menschen« behandelnden, schulenübergreifenden »Integrativen Therapie« gut ansteht und wie es in der psychotherapeutischen Ausbildung der Niederösterreichischen Ärztekammer programmatisch angestrebt wird.

Den Begriff der »Chronosophie« sowie wegweisende Gedankengänge zu diesem Thema verdanke ich einem Essay von Hilarion G. Petzold (1991), der u.a. postulierte, dass eine ganzheitliche und differentielle psychotherapeutische Behandlung zeittheoretische Konzepte integrieren muss, um dem Menschen in seiner Temporalität gerecht zu werden. Chronosophie steht bei ihm für eine nachdenkliche, nachsinnende, nachspürende Exploration der »Geheimnisse der Zeit«. Den Begriff der »Diskursanalyse« verdanke ich den Arbeiten des französischen Psychologen und Philosophen Michel Foucault (1971), auf die ich im Text wesentlich Bezug nehme. Per Diskursanalyse wollte Foucault ein »positives Unbewusstes des Wissens« enthüllen: Eine Ebene, die dem Bewusstsein des Wissenschaftlers entgleitet und dennoch Teil des wissenschaftlichen Diskurses ist (1971, 11).



Im folgenden bringe ich die Themen »Geschichte« und »Psychotherapie« in mehreren Hinsichten ins Spiel, u.a.:

- ☞ in Bezug auf wissenschaftskritische Perspektiven einer Geschichte der Psychotherapie,
- ☞ in Bezug auf den Beitrag der Psychotherapie zur Geschichtsforschung,
- ☞ im Hinblick auf die Sensibilisierung für bestimmte, der Psychotherapie inhärente Geschichten, ihrer latenten Mythen.

1. WAS IST DAS, GESCHICHTE?

1.1 Das naive Denken über Geschichte, vielleicht so, wie man es allzu häufig noch im Geschichtsunterricht in der Schule beigebracht bekommt, legt bequemerweise nahe, Geschichte sei eine Abfolge von im Nachhinein feststehenden, tatsächlichen Ereignissen, die deshalb objektiv feststellbar seien und per Rückschau einfach aufgesucht werden könnten.

Geschichte wäre demnach z.B. eine Abfolge von Ereignissen oder Handlungen, zu ordnen nach Jahreszahlen, die sich z.B. anlässlich von Kriegen oder der Krönung von erhabenen Häuptern oder anderen wichtigen Anlässen hervorheben oder, Geschichte wäre demnach z.B. das Handeln bedeutender Persönlichkeiten, die zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort *»Geschichte machen«*.

Es verhält sich hier indessen wie der treuerherzige Volksglaube zur modernen Theologie. Denn die genauere Betrachtung ergibt vielmehr, und, das wird im Folgenden immer wieder darzulegen sein, Geschichte ist keineswegs etwas vorab Gegebenes, Feststehendes, deshalb objektiv Bestimmbares, sondern, Geschichte ist etwas, das sich einem Subjekt in der Gegenwart durch Kreation eines Bildes von Vergangenheit ergibt und das deshalb eine gegenwärtige Bedeutung erhält, die zu klären ist.

Der französische Philosoph Paul Ricoeur, der sich u.a. mit der *»Hermeneutik von Geschichte«* befasst hatte, vertrat in seinem grossartigen Werk *»Zeit und Erzählung«* (1988, 1989, 1991) im Hinblick auf die *»Wirklichkeit der Vergangenheit«* die Ansicht, man komme schwerlich über ein *»Spiel gebrochener Perspektiven«* hinaus. Ricoeur glaubte, um weiterzukommen, müsse man das Problem sozusagen vom anderen Ende her aufrollen und dem Gedanken nachgehen, dass diese

gebrochenen Perspektiven eine Art pluraler Einheit wiedergewinnen können, wenn man sie unter dem Blickwinkel einer *»Rezeption der Vergangenheit«* zusammenführt (Ricoeur 1991, 334).

Ricoeur zufolge bleibt die Vorstellung einer *»Wirklichkeit«* der Vergangenheit abstrakt, solange sie nicht als komplexes Spiel sich wechselseitig bedingender Bedeutungen begriffen wird, das zwischen unseren auf die Zukunft gerichteten Erwartungen und unseren auf die Vergangenheit zielenden Interpretationen stattfindet (Ricoeur 1991, 335).

Gibt man Ricoeur recht, ist man nur gut beraten, Geschichte nicht einfach für einen Rückblick auf tatsächliche Ereignisse zu halten. Das gerne gewählte Wort *»Rückblick«* wirkt in diesem Zusammenhang geradezu irrtumserregend. Denn es handelt sich eben nicht um einen Rückblick in dem Sinne, dass ich mich, z.B. wie während einer Wanderung, zu einem bestimmten Zeitpunkt und von einem bestimmten Platz aus umschaue und auf den Weg blicke, den ich gewandert bin, der noch vor meinen Augen daliegt und den ich, wenn ich mich umdrehe, wenn auch zu einer anderen Zeit wieder zurückwandern könnte.

Und selbst, soweit es rückblickend etwas zu sehen gäbe, wäre grundsätzlich das Argument von Maurice Merleau-Ponty (1986) zu bedenken, der auf den Chiasmus, die Verflechtung von Sehendem und Gesehenen hingewiesen hat, nämlich, dass das Sichtbare, auch wenn es um uns in sich zu ruhen scheint, kein mit sich selbst identisches Ding ist, das von vornherein gegeben wäre und sich dem Sehenden im Nachhinein darbieten würde, und dass es ebensowenig einen zunächst leeren Sehenden gibt, der sich dem Sichtbaren im Nachhinein öffnen würde (Merleau-Ponty 1986, 173).



1.2 Geschichte ist nicht nur kein Rückblick zu feststehenden Dingen und Ereignissen der Vergangenheit, sondern Geschichte ist auch keine eigenständige Macht, die ohne ihr Subjekt oder Objekt auftreten könnte, zum Beispiel dass Geschichte wirken, »walten« oder eine bestimmte Lehre erteilen könnte. Der Begriff »Geschichte« umfasst vom Wort her vielmehr eine doppelte Bedeutung. In ihm verschränken sich untrennbar Ereignisse mit Erzählungen. Geschichte besteht nicht allein als Abfolge von Begebenheiten, getätigten oder erlittenen Handlungen, sondern nur inklusive des Berichts darüber (Ricoeur 1991, 337).



1.3 Geschichte, so lautet meine These, ist eine Kreation der Gegenwart. Die Gegenwart ist die extendierte Stelle im Kontinuum des Erlebens unseres Lebens, auf der wir uns immer befinden: zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen zurückliegendem Erfahrungsraum und künftigem Erwartungshorizont (Koselleck 1979).

Ricoeur plädierte zur Lösung des Problems dafür, Geschichte als ein Projekt anzusehen und von dem Gedanken einer erst noch zu machenden Geschichte auszugehen, in der Absicht, dort die Dialektik von Vergangenheit und Zukunft sowie deren Ineinandergreifen in der Gegenwart wiederzufinden (Ricoeur 1991, 334). Geschichte ist Ricoeur zufolge der Versuch einer schöpferischen »*Refiguration von Zeit*«. Eine Schöpfung durch die Erfindung und den Gebrauch von gewissen - wie Ricoeur dies bezeichnete - »*Denkinstrumenten*«, z.B. Kalender, der Idee einer Generationenfolge und, damit verbunden, die Vorstellung einer »*dreifachen Welt*« von Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern, schliesslich vor allem durch den Rekurs auf Archive, Dokumente und Spuren.

Es war kein Geringerer als Jacques Derrida (1997), der darauf hinwies, dass die nomologische Gewalt des Archivs den Verlust, wogegen es aufgeboten wird, nicht bannen kann: ihm ist die drohende Gefahr bereits eingeschrieben.

»Geschichte«, wie wir sie heute üblicherweise annehmen, ist kein zeitloses Phänomen, sondern, geschichtlich gesehen, eher ein Phänomen der Neuzeit: Erst die relativ junge Vorstellung eines einheitlichen, universalen Zusammenhangs von Ereignissen, die einst von der idealistischen Geschichtsphilosophie aufgebracht und die von dieser im Kollektivsingular »Geschichte« verdichtet worden ist, begründete die Tendenz, die Geschichten aus der Geschichte zu verdrängen und damit Geschichte zu objektivieren. Aus den Geschichten wird »die« Geschichte überhaupt. Geschichte kann schliesslich emphatisch überhöht und idealistisch objektiviert werden: »*Über den Geschichten ist die Geschichte*« (Droysen 1958).

Der russische Historiker Aaron J. Gurjewitsch (1993), der sich unter dem bezeichnenden Titel »*Stimmen des Mittelalters, Fragen von heute: Mentalitäten im Dialog*« mit historischer Anthropologie befasst hat, vertrat die Ansicht, dass die Geschichtsschreibung einen prinzipiell un abgeschlossenen Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit führt, in dem der Historiker durch seine Fragen an die Vergangenheit, diese ständig verändert, wenn denn nicht neu schafft - sie demnach keineswegs als eine bereits abgeschlossene Vorliegende ergründet.

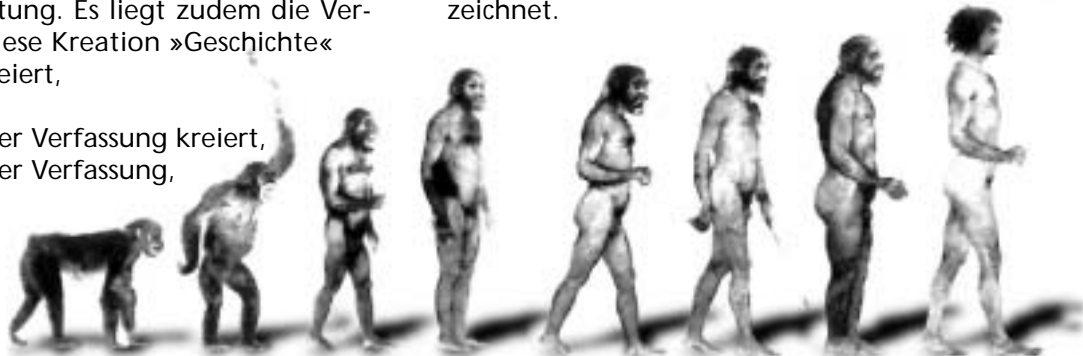
Gurjewitsch kommt zu dem Schluss, dass der Historiker sich deshalb Rechenschaft über die Angemessenheit und Bedeutsamkeit seiner Fragestellungen ablegen muss und zwar sowohl im Hinblick auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart.

Auf unseren Zusammenhang angewandt: Es gäbe also vor allem einiges zur Gegenwart zu reflektieren, aus der die Vergangenheit, die Geschichte der Psychotherapie konstruiert werden soll. Es gäbe auch einiges im Hinblick auf das Unbewusste zu bedenken, das im gegenwärtigen Erleben repräsentiert ist. Und nicht zuletzt gäbe es auch einiges zum Erwartungshorizont und zur Perspektive der Psychotherapie zu sagen.

1.4 Geschichte ist eine mehr oder minder auf Erinnerungen, Beweisstücke und Zeugenaussagen gestützte, imaginative, projektive, gegenwärtige Kreation.

Wenn man vom Letzteren ausgeht, dann ist unmittelbar einleuchtend, dass diese subjektive, gegenwärtige, imaginative, projektive Kreation »Geschichte« massgeblich von dem Subjekt, das imaginierend und projizierend kreiert, geprägt ist und von der subjektiven Bedeutung für die Gegenwart, in der dieses imaginiert und projiziert. Geschichte hätte insofern keineswegs eine objektive, zeitübergreifende, sondern eine subjektive und gegenwärtige Bedeutung. Es liegt zudem die Vermutung nahe, dass diese Kreation »Geschichte«

- je nach dem, wer kreiert,
- wer, wann kreiert,
- wer, wann, in welcher Verfassung kreiert,
- wer, wann, in welcher Verfassung, aus welchem Grund kreiert,



- wer, wann, in welcher Verfassung, aus welchem Grund, mit welchem Fokus kreiert, zuletz,
- wer, wann, in welcher Verfassung, aus welchem Grund, mit welchem Fokus und welchem Ziel kreiert
- bereits im Herstellungsverfahren höchst vielfältig, voller verschiedenartiger Bewertungen und insbesondere auch interessegeleitet ist.

Nicht zuletzt ist auch die Qualität dieser Kreation von Bedeutung. Mit Qualität meine ich die eingenommenen Perspektiven und Optiken und insbesondere auch das Mass an kategorialer Differenziertheit und Reflexion, das diese Kreation kennzeichnet.

1.5 Etwas komplizierter, aber keineswegs uninteressant wird es mit dem Gedanken, dass das die Vergangenheit kreierende Subjekt kein unbeschriebenes Blatt und auch sein Standpunkt, besser gesagt, Lebenszeit und Lebensraum »Gegenwart« kein gleichsam unschuldiger Ort ist, der unbehelligt bleiben dürfte und von dem aus das Subjekt einfach und voraussetzungslos seine Kreation von Geschichte bewusst vornehmen könnte. Vielmehr beinhaltet die subjektive, gegenwärtige Praxis Sedimente und Repräsentanzen (im wahrsten Sinn des Wortes) der Vergangenheit, die allerdings latent sind, und deshalb sich häufig unbewusst auswirken.

Mit anderen Worten: In dem gegenwärtig praktizierenden Subjekt ist also Vergangenheit sedimentiert und repräsentiert. Mit der Folge: Zur scheinbar lichten Gegenwart gehört das Wirken einer gleichsam dunklen, abgründigen Unbewusstheit des Vergangenen.



Bei der gegenwärtigen Realisation der Vergangenheit gilt es also eine Art Rückkoppelung mit der Folge der Tradierung von Unbewusstem und Verborgenem zu bedenken. Diese Rückkoppelung ergibt sich aus den unbewussten Sedimenten des Vergangenen in der gegenwärtigen Realisation der Vergangenheit. Das präsente Subjekt realisiert sich in einer Tradition, die immer wieder in den Realisationen durchscheint.

Die Frage wäre, welche Gestaltungen werden durch die Tradition bewirkt, welche Grenzen werden dem Subjekt dadurch gezogen bzw. wie und inwieweit kann das Subjekt diese Begrenzungen erkennen, überwinden und sich emanzipieren.

Das gegenwärtig praktizierende Subjekt tut dies mit einer bestimmten Perspektive, im Rahmen eines gewissen Erwartungshorizonts. Die Frage wäre inwieweit solche Perspektiven die Kreation von Geschichte beeinflussen.

1.6 Es kann aber nicht nur um unbewusste Aspekte bei der Realisation von Geschichte gehen, sondern auch um die bewussten. Der nüchterne Blick zeigt, die Realisation von Geschichte hat etwas von einer rückwärtsgewandten Prophetie: Das Ergebnis der Geschichte und damit auch die Grundlage der rückwärtsgewandten Prophezeiung liegt zum Zeitpunkt der Realisation in der Gegenwart bereits vor und ist insofern bekannt.

Wenn also z.B. einer meiner Lehrer, der deutsche Philosoph Odo Marquard (1995), wissenschaftskritisch ausführte, dass in den Gedankenfiguren der Psychoanalyse bereits philosophische Gedankenfiguren enthalten sind und dann die

Ansicht vertritt, dass die gegenwärtige Attraktivität der Psychoanalyse im wesentlichen auf diesen philosophischen Elementen beruhe, dann mag das zutreffen. Bekanntlich wurde die Psychoanalyse von einem gut philosophisch gebildeten Mann begründet (Hemecker 1991). Man darf aber über die Zustimmung nicht ausser acht lassen, dass Marquard beide historische Phänomene, Philosophie und Psychoanalyse erst aus heutiger Perspektive im Zusammenhang ihrer Entwicklung sehen kann und man darf insbesondere auch nicht darüber hinwegsehen, dass die Philosophen eben keine Psychotherapien begründet haben und aus ihren Werken auch ganz andere Entwicklungen erfolgten sind.

2. ZEITHORIZONTE

2.1 Im Folgenden führe ich u.a. zahlreiche Anregungen weiter und greife Gedankengänge auf, die ich den »*chronosophischen Überlegungen*« von Hilarion G. Petzold (1991) entnommen habe.

Obwohl sie implizite Zeitkonzepte aufweisen und ständig mit »Lebensgeschichte« hantieren, haben sich merkwürdigerweise Theorien über Psychotherapie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum mit dem Problem der Zeit ausführlich und reflektiert befasst. Man muss leider sagen, dass der psychotherapeutische Umgang mit Zeit häufig unreflektiert, wenn denn nicht sogar ausgesprochen naiv ist.

Chronosophisch scheint festzustehen: Wir leben immer in der Gegenwart. Das Erleben der Gegenwart hat eine gewisse Ausdehnung, die z.B. mit Begriffen wie »Strömen« oder »Dauer« beschreibbar ist und möglicherweise Quelle und logischer Grund von Zeitbewusstsein überhaupt ist. Die Vorstellung der Ausdehnung der Gegenwart ist hirneurophysiologisch unmittelbar nachvollziehbar. So braucht unser Gehirn zur Verarbeitung des Sehens mehr Zeit als zur Verarbeitung des Hörens und dennoch haben wir den Eindruck, ein Ereignis gleichzeitig zu sehen und zu hören: Das Gehirn wirkt sozusagen wie ein Arbeitsspeicher und hält die verschiedenen schnellen Sinnesreize über einen messbaren Zeitraum auf, um sie zu koordinieren.

Die Entstehung gegenwärtigen Bewusstseins lässt sich hirneurophysiologisch als historischen Prozess darstellen. Bewusstsein entsteht, wenn ein Organismus ein Objekt nicht nur wahrnimmt, sondern zugleich wahrnimmt, wie es sich durch diese Wahrnehmung verändert. Die Forschung zeichnet folgenden Vorgang: Das Gehirn generiert neuronale Karten mit Form, Farbe und Ton eines wahrgenommenen Objekts. Zusätzlich generiert es neuronale Karten über die Veränderung des Körpers bei diesen Wahrnehmungen, z.B. Bewegungen, die der Organismus machen muss, um das Objekt zu sehen, emotionale Reaktionen, die mit den Bewegungen einhergehen. Bewusstsein entsteht, wenn der Organismus diese Karten noch einmal abbildet. Bewusstsein bildet sich so aus der Registrierung der Geschichte der Wahrnehmung eines Objekts und seiner Reaktion darauf. Bewusstsein ist ein pulsierendes Phänomen, das für jedes Objekt neu generiert wird. Da der wache Mensch permanent Objekte, vorhandene oder erinnerte, wahrnimmt, entsteht ihm der Eindruck eines kontinuierlichen Phänomens. Im Strom des Bewusstseins erhält der Mensch einen Sinn für das Hier-und-jetzt, für Vergangenheit und Zukunft (Damasio 1999).

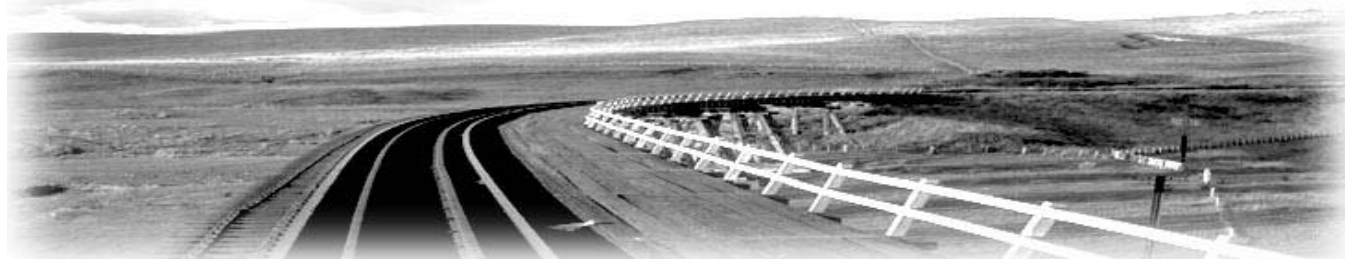
Auch wenn wir immer in der Gegenwart leben, gehören Vergangenheit und Zukunft untrennbar zur Gegenwart. Ohne Vergangenheit und Zukunft macht es keinen Sinn, von Gegenwart zu sprechen. Auch die nach vorn »offene« Zukunft kann nicht losgelöst für sich stehen, sondern entwickelt sich aus ihrer Vergangenheit.

Heute sind wir philosophischerweise gehalten, den Menschen in seiner »*ganzen Zeit*«, seiner Leibzeit, seiner Lebensspanne und den dazu gehörigen historischen Kontexten zu sehen (s. unten 3. »*Ganze Zeit*«). Der Begriff »*Leibzeit*« verweist zunächst auf die bimodale Zeitstruktur, als erlebte und leiblich sedimentierte »*innere*« Zeit und als bürokratisierte und ökonomisierte »*äussere*« Zeit.

Zeit als Leibzeit begriffen, bedarf der entwicklungstheoretischen Differenzierung. Z.B. beim Säugling und Kleinkind finden wir eine - okkasionelle - Jetzt-Nicht-Jetzt- Matrix, bei Kindern eine - zyklische - Vorher-Nachher-Matrix. Die konventionelle - lineare - Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft-Matrix ist lebensgeschichtlich gesehen ein relativ spätes Phänomen.

Entwicklungstheoretische Differenzierungen sind für Psychotherapie, die mit dem Erleben und Verarbeiten von biographischen Ereignissen auf verschiedenen Lebensalterstufen und damit unterschiedlichen Erlebensqualitäten umzugehen hat, von hoher Bedeutung. Wir begegnen in der Psychotherapie vielfältigen Zeitqualitäten. Problem und Kunst der Psychotherapie bestehen nicht nur im Erkennen und lebensgeschichtlichen Verorten und damit spezifischen Verstehen individueller biographischer Mitteilungen, sondern auch in der spezifischen Handhabung, was bedeutet, durch indikationsspezifische, kreative Gestaltung von therapeutischem Setting und therapeutischer Beziehung auf die spezifischen Zeitqualitäten sowie die zeitspezifischen Milieus und Atmosphären angemessen einzugehen.

Die »klassischen« Schulen der Psychotherapie haben den Persönlichkeiten und Erkenntnisinteressen ihrer Begründer folgend in der Regel ihre Schwerpunkte mehr oder minder einseitig auf bestimmte Zeitperspektiven gelegt: Auf die relativ »erwachsenen« Perspektiven Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Die Reflexion auf spezifische Zeitqualitäten spielen bei ihnen eher nur eine geringe Rolle. Zeitqualitative entwicklungs- und erlebnistheoretische Aspekte sowie historische Kontexte wurden nur teilweise oder nur unter bestimmten Gesichtspunkten einbezogen.



Einige Stichworte:

2.1.1 Vergangenheit: Z.B. Das Erkenntnisinteresse von Sigmund Freud, dem Begründer der Psychoanalyse galt insbesondere der Vergangenheit, sowohl in ontogenetischer als auch phylogenetischer Hinsicht. Freud wurde nachgesagt, er habe letzten Endes eine Archäologie des Seelenlebens betrieben. Sein Ansatz stellte letzten Endes eine rückwärts gewandte Abrechnung mit den repressiven Konventionen des Bürgertums des 19. Jahrhunderts dar, vor allem, indem er das historisch Tabuierte, die Sexualität zur Sprache brachte und die symptomatischen Lösungsversuche der Individuen aus ihren Dilemmata analysierte.

2.1.2 Gegenwart: Z.B. Jacob L. Moreno, der Begründer der Soziometrie, des Sozio- und Psychodramas zentrierte stark auf den »Moment«. Moreno postulierte das Prinzip des Hier-und-jetzt (*»hic et nunc«*). Er wollte ausgehend vom »Stegreiftheater« etwas aus dem Moment heraus kreativ und spontan gestalten. Petzold (1991) hat darauf hingewiesen, dass Moreno allerdings auch Vorstellungen über die Bedeutung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft entwickelt hat. Nicht zuletzt werden mit psychodramatischen Techniken Vergangenheit und Zukunft exploriert.

Z.B. Friedrich S. Perls, der Begründer der Gestalttherapie konzentrierte sich auf das *»continuum of awareness«*. Perls ging es vorrangig um *»experience in here-and-now«*. Nur bei genauerem Hinschauen und gebildeter Rekonstruktion lässt sich erkennen, dass Perls auch differenziertere Zeitkonzepte vertrat, auch wenn sie implizit und in seinem Gesamtentwurf unverbunden blieben. Petzold (1991) kritisierte u.a. z.B., dass die Perlsche Gestalttherapie die Dimension der Geschichtlichkeit vermieden hatte, indem sie von den Begriffen *»Kontakt«* und *»Begegnung«* nicht zu *»Beziehung«* und *»Bindung«* vorgestossen war. Perls habe die Dauer, die in *»responsibility«* liege, zur spontan-momentanen *»response-ability«* verkürzt.

2.1.3 Zukunft: Z.B. Alfred Adler, Begründer der *»Individualpsychologie«* bevorzugte in seiner Lebensstil- und Teleoanalyse die Perspektive der Zukunft und berücksichtigte nicht zuletzt in seiner Kategorie der *»Verwöhnung«* überaus praktische, kulturkritische Perspektiven.

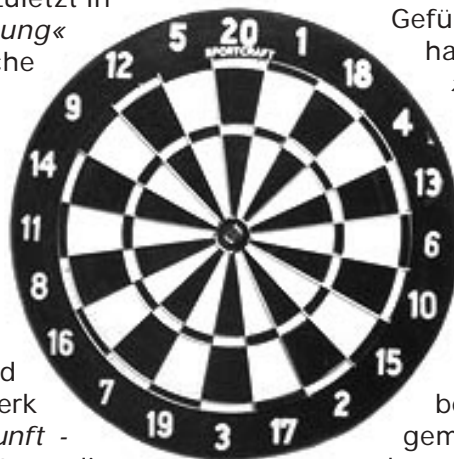
2.2 Der Horizont der Zukunft lässt sich differenzieren einerseits in einen Erwartungshorizont und andererseits in Ziele, die dem menschlichen Verhalten inhärent sind.

2.2.1 Zukunft als Erwartungshorizont: Der Historiker Reinhard Koselleck (1979) hat in seinem Werk über die *»Vergangenheit der Zukunft - Zur Semantik geschichtlicher Zeiten«* die Zukunft als Erwartungshorizont gekennzeichnet. Aus seinem Werk wird u.a. deutlich, wie die jeweili-

gen Erwartungshorizonte bestimmter Zeitgenossen deren historische Gegenwart bestimmten. Koselleck wies auf einen Entwicklungsprozess des geschichtlichen Zeitbewusstseins hin. Er äusserte die Vermutung, dass sich in der Abfolge der geschichtlichen Generationen offensichtlich das Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft verändert habe. Ausgehend von einem lediglich zeitgenössischen Verständnis von Geschichte, in dem zeitliche Differenzen als solche kaum in Erscheinung traten, habe sich mit Beginn der Neuzeit Geschichte sozusagen verzeitlicht. Erst seitdem die eigene Zeit zunehmend als neue Zeit, als *»Neuzeit«* erfahren wurde, habe sich die Tendenz entwickelt, die Herausforderungen der Zukunft immer grösser werden zu lassen. Massgeblichen Faktoren für das Anwachsen des Gewichts der Zukunft *»im subjektiven Erfahrungshaushalt der betroffenen Zeitgenossen«* sah Koselleck zum einen in der ausbleibenden Eschatologie, die den Menschen eigene Lebensperspektiven aufbürdete sowie in der *»technisch-industriell überformten Welt, die den Menschen immer kürzere Zeitspannen aufrötigt, um neue Erfahrungen sammeln und sich den immer schneller provozierten Veränderungen anpassen zu können«* (1979, 12).

Ricoeur (1991) hatte u.a. im Anschluss an Koselleck die Ansicht vertreten, Erwartung lasse sich nicht allein aus Erfahrung ableiten. Denn der bisherige Erfahrungsraum reiche nie aus, den Erwartungshorizont zu determinieren. Erfahrungsraum und Erwartungshorizont bedingten einander: Der Erwartungshorizont wirkt auf die Erfahrung. Es sei eine *»temporale Struktur von Erfahrung«*, dass sie ohne rückwirkende Erwartung nicht zu sammeln ist.

2.2.2 Zukunft als Ziel: In der Geschichte der Psychotherapie hat auf diesen Aspekt insbesondere der von Freud so sehr geschmähte Alfred Adler in seiner überaus sozial eingestellten Individualpsychologie in Form von Lebensstil- und Teleoanalyse hingewiesen. Adler versuchte den Menschen in seiner Bewegung auf ein Ziel hin zu erkennen. Er war dabei überwiegend verhaltensorientiert. Ihm kam es primär darauf an, was ein Mensch faktisch tut und sekundär, was er an Gedanken, Gefühlen, Voraussetzungen hat oder zu haben meint. Adler versuchte den *»neurotischen Charakter«* als *»Diener eines fiktiven Zweckes«* zu entlarven und seine Abhängigkeit von einem Endziel festzustellen (Neumann 1954). Adler wollte auf die Aufgabe falscher Prämissen hinwirken, die Gefühle der Unterlegenheit und soziale Isolation produzieren und dadurch die Entwicklung von sozialem Interesse behindern. Soziales Interesse war allgemein bestimmt als Fähigkeit, zu geben und zu nehmen, sowie als Wunsch, mit anderen zusammen bestimmte Situationen im Leben zu bewältigen (Dreikurs 1969).



2.2.3 Exkurs: SANDOR FERENCZI BETONUNG DER GEGENWART IN DER PSYCHOTHERAPIE

1924 publizierte Sandor Ferenczi zusammen mit Otto Rank die Arbeit "Entwicklungsziele der Psychoanalyse" (Ferenczi/Rank 1924; Alexander 1925). Über diese Arbeit gilt als historisch bekannt, daß beide in den Jahren 1922/23 sie zunächst arbeitsteilig, dann aber auch in einer mehrwöchigen gemeinsamen Klausur 1923 verfaßt haben. Freud hatte beim Berliner Kongreß 1922 einen Preis ausgesetzt für die beste Arbeit über das Verhältnis der analytischen Technik zur analytischen Theorie. Es ist anzunehmen, daß Ferenczi und Rank mit den "Entwicklungszielen" dieser Herausforderung nachkamen. Der Untertitel "Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis" deutet darauf hin (Cabre 1999, 464).

Ferenczi und Rank propagierten in den "Entwicklungszielen" eine, für das Verständnis von Psychoanalyse der damaligen Zeit bedeutsame Umorientierung: Sie sprachen sich insbesondere für die Beachtung der Bedeutung der gegenwärtigen Beziehungsdynamik zwischen Patient und Analytiker aus - im Gegensatz zu einer historisierenden, eher nur theoretische Kenntnisse vermittelnden Betrachtungsweise, die offenbar nicht wenige Analytiker in einseitiger Auslegung Freuds praktizierten. Diese Ansicht implizierte eine grundlegende Umkehr in der Konzeption der damaligen Psychoanalyse. War bisher die "Erinnerung" Ziel der Analyse und war die "Wiederholung" lediglich ein dem Widerstand zu verdankendes Phänomen, das zur Erinnerung umgeschafft werden mußte, so wurde die Wiederholung jetzt zum eigentlichen Gegenstand, ja zum Medium der analytischen Arbeit.

Im Einzelnen: Ferenczi und Rank hielten "ein Sich-Verlieren in Einzelheiten der Entwicklungsgeschichte des Individuums" ohne den Zusammenhang zur gegenwärtigen Beziehungsdynamik immer wieder herzustellen, für "praktisch unrichtig und erfolglos" (1924, S. 242). Die Beachtung der Gegenwart sollte indessen keineswegs eine Vernachlässigung der Vergangenheit implizieren, sondern bedingte lediglich einen bestimmten, anderen Umgang mit ihr, wenn sie sich in die Analyse einspielte.

Ferenczis Akzentverschiebung erfolgte nach bewährtem Muster (Schuch 1998). Offenbar wieder ganz auf Freuds Linie, bezeichnete er den "Ödipuskomplex als Kernkomplex der Neurose" und betonte "die Bedeutung der Wiederholung der Ödipusrelation in der analytischen Situation" (1924, S. 242) - um das Eigene anzufügen und das Freudsche zu relativieren: Das wesentliche des eigentlichen analytischen Eingriffes bestünde "jedoch weder in der Konstatierung eines Ödipuskomplexes, noch in der einfachen Wiederholung der Ödipusrelation im Verhältnis zum Analytiker; vielmehr in der Auflösung, beziehungsweise Ablösung der infantilen Libido von ihrer Fixierung an die ersten Objekte". (1924, S. 242) Ferenczi zielt also - im Jargon der Psychoanalyse ausgedrückt - auf präödipale Beziehungsformen. Dabei geht es ihm nicht zuerst um die auf Erkenntnis gerichtete Analyse dieser Beziehungsformen, sondern zunächst um deren Wiederaufleben und Durcharbeitung in der therapeutischen Beziehung, mit dem Ziel sie abzulösen. Das psychoanalytische Heilverfahren habe sich zu einer Methode entwickelt, "welche das volle Durchleben der Ödipusrelation im Verhältnis des Patienten zum Arzt zum Zwecke hat, um sie dann mit Hilfe der Erkenntnis einer neuen, günstigeren Erledigung zuzuführen. Diese Relation stellt sich unter den Bedingungen der Analyse von selbst her; dem Analytiker fällt die Aufgabe zu, sie schon an leisen Anzeichen zu entdecken und den Patienten zur vollen Reproduktion im analytischen Erlebnis zu veranlassen; gelegentlich muss er durch entsprechende Maßnahmen diese Spuren zur Entfaltung bringen (Aktivität)" (1924, S. 242).

Wir können eine subtile Didaktik entdecken: Ferenczi hängt den Hinweis auf "Aktivität" ganz beiläufig, in Klammern an, als sei seine "Aktive Technik" gesicherter psychoanalytischer Bestand des psychoanalytischen Verfahrens und als folgte danach erst die Hinwendung zum Eigenen, Neuen:

"Während man sich nämlich früher bemühte, die therapeutische Wirkung als Reaktion auf die Aufklärung des Patienten zu erzielen, bestreben wir uns nunmehr, das von der Psychoanalyse bisher erworbene Wissen weit unmittelbarer in den Dienst der Therapie zu stellen, indem wir auf Grund unserer Einsicht die entsprechenden Erlebnisse in direkterer Weise provozieren und dem Patienten nur dieses ihm natürlich auch unmittelbar evidente Erlebnis erklären." (1924, S. 243) Inhaltlich war es klar und unmißverständlich: Ferenczi aktivierte durch seine Maßnahmen die Entstehung der Übertragung in der Gegenwart und konzentrierte seine Aufmerksamkeit unmittelbar auf das gegenwärtige Erleben und Verhalten des Patienten in dieser Übertragung. Dabei zielte er insbesondere auf die Entfaltung und das Durcharbeiten der präödipalen, frühen Beziehungsformen.

Es konnte auf Dauer nicht ausbleiben: Die "Entwicklungsziele" wurden nach ihrem Erscheinen in den Analytikerkreisen Berlins als Provokation aufgefaßt und heftig diskutiert. Ferenczi und Rank machten sich keineswegs Freunde mit ihrer Publikation, sondern setzten Marksteine zu ihrer späteren Ausgrenzung. Im Falle Ranks sollte sie bald erfolgen. Interessanterweise sollte dabei auch Ferenczi eine Rolle spielen, da er eine Zeit lang kaum eine Gelegenheit ausließ, zumindest im Nebensatz auf die im Verständnis Freuds abwegigen Ansichten Ranks hinzuweisen.

Der ungarische Österreicher Paul Harmat (1988) berichtet in seinem glänzenden Werk über "Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse", daß die orthodoxen Psychoanalytiker - insbesondere die Berliner - das Buch den Autoren nie hätten verzeihen können. Einerseits wegen des Inhaltes und andererseits auch wegen des Umstands, daß sie - entgegen den Gepflogenheiten - keinem der Kollegen Einsicht in das Manuskript vor der Veröffentlichung gewährt hatten (Harmat 1988, 130).

Der ungarisch-amerikanische Psychoanalytiker Franz Gabriel Alexander (1925) sah in seiner Rezension der Entwicklungsziele eine betont einseitige Position gegenüber der ebenso einseitigen Betonung der Vergangenheitsforschung durch einige konventionelle Psychoanalytiker.

Ferenczi und Rank wußten wohl um ihre Provokation, sie glaubten aber keineswegs, mit den Entwicklungszielen von vornherein Freuds Ansichten widersprochen zu haben. Nicht zuletzt hatten sie, wie üblich, ihren Beitrag in Freudsche Kategorien eingebettet. Freud nahm gleichwohl eine andere Position ein. Diese Position könnte gegenüber den jeweils einseitigen Auslegungen als eine mittlere angesehen werden (Alexander 1937).

Mittlerweile muß man Freud konzedieren, daß er sich keineswegs - wie das bis heute noch manchmal fälschlich unterstellt wird - lediglich für eine intellektualisierende Rekonstruktion der Vergangenheit ausgesprochen hatte, sondern sah wohl - entsprechend seiner Prämisse vom "unbekannten Dritten" - hinter dem aktuellen Verhalten und Erleben des Patienten vor allem eine Wiederholung des Verhältnisses zum Vater in der Gegenwart. Dies aber, wie gesagt, durchaus auch unter affektivem Gesichtspunkt - ich erinnere nur an sein Wort von der "Einsicht ohne den dazugehörigen Affekt", die gleich dem Verlesen von Menuekarten bei Hungersnot sei.

2.3 »Ganze Zeit«: Hilarion G. Petzold (1991) plädierte in seinen »chronosophischen Überlegungen« für ein »**perspektivisch-perichoretisches Zeitbewusstsein**«, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Zusammenhang als »*offene Ganzheit der Zeit*« erfährt. Mit dem Begriff »Perichorese« knüpfte Petzold an einen Begriff der patristischen Trinitäts-Theologie an, der die wechselseitige Durchdringung der drei göttlichen Hypostasen Vater, Sohn und Geist bezeichnete, die miteinander sind, ineinander, eine Einheit, ohne Vermischung oder Verwandlung, ohne Teilung und Trennung, eine »*Einheit in der Vielfalt*«.

Die Gedankenfigur der komplexen raum-zeitlichen Konfiguration »*Kontext und Kontinuum*« geht von einem Konzept der »*ganzen Zeit und des gesamten Raumes*« aus, dessen Kristallisationspunkt das »*sujet incarné*«, das Leibsubjekt in der lebendigen Narration seines Lebensvollzugs ist. Die Gedankenfigur »*Kontext und Kontinuum*« besagt, dass im Hier-und-Jetzt Gegenwart, Vergan-

genheit, Zukunft, dieser Raum und alle Räume »*verschränkt*« sind, dass sie einander durchdringen und füreinander »*offen*« sind.

Petzold (1991) wendet sich im Anschluss an Merleau-Ponty (1967), der Vergangenheit und Gegenwart ineinander, jede von beiden »*umhüllt-umhüllend*« begriffen hatte, gegen die Ausgliederung eines einzelnen Zeitmodus: Die Summe der Augenblicke ist ebensowenig Zeit wie die Summe der Zeitmodi. Die Synergie des Erlebens und Tuns schafft eine »*offene Ganzheit*«, die »*ganze Zeit*«. Perspektivisch-perichoretisches Raum-Zeit-Bewusstsein sei erforderlich um der Entfremdung zu steuern, wie sie durch ein technisches Zeitbewusstsein, durch die Ökonomisierung zunehmend fortschreite. Perspektivisch-perichoretisches Zeitbewusstsein könne als das Zeitbewusstsein der Zukunft besonnener Menschen in humanen Formen der Vergesellschaftung angesehen werden und stelle damit eine Zieldimension therapeutischen Handelns dar.



3. ZUM BEITRAG VON PSYCHOTHERAPIE ZUR GESCHICHTSFORSCHUNG

3.1 In diesem Zusammenhang ist auch ein Wort über das direkte Verhältnis von Psychotherapie und Geschichte fällig. Z.B. welchen Beitrag könnte die Psychotherapie als Denkweise und Verfahren zur Ergründung ihrer eigenen Geschichte leisten?

Der Historiker Hans Ulrich Wehler (1971) hat in seinem Essay über das »*Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse*« grundsätzliche Bedenken geäußert, die Psychoanalyse, die er als historisch orientiertes, hermeneutisches, allerdings individualisierendes Verfahren einordnet, ohne diese Einschränkung und ohne Hinzuziehung weiterer Gesichtspunkte als verstehende Methode in die Geschichtswissenschaft einzuführen.

Wehler äusserte sich insbesondere kritisch über die Rolle einer bestimmten Version von Hermeneutik, der Wissenschaft vom Verstehen, innerhalb der Geschichtswissenschaft.

Wehler bezieht sich in seiner Kritik u.a. exemplarisch auf den Historiker Johann Gustav Droysen (1958), der mit seinem Ansatz, »*forschend zu verstehen*«, zu der Behauptung vorgestossen war, dass »*nichts, was den menschlichen Geist bewegt und sinnlichen Ausdruck gefunden hat, (...) nicht verstanden werden könnte*«. (Droysen 1958, 24 f.; Wehler 1971, 10). Wehler bewertete diese Äusserung Droysens als Ausdruck der optimistischen, relativ statischen Anthropologie des Historismus, der personalisierenden Geschichtsschreibung. Die Anthropologie des Historismus sei statisch in dem Sinne, dass sie trotz allen Interesses an Evolution eine gleichbleibende Struktur der Empfindungs- und Ausdrucksweisen, der Impulse und des Denkens voraussetzte. Die Gleichartigkeit von Denkmustern und Reaktionsweisen über die Zeit zu unterstellen, hält Wehler indessen für fragwürdig. Für ihn ist es vielmehr höchst unsicher, ob das Wort von Jacob Burckhardt zutrifft, »*vom dulddenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird*«. Wehler äusserte demgegenüber die Vermutung, dass die individualisierende Verstehenslehre die Historizität der Verhaltensweisen und Kategorien des menschlichen Denkens unterschätzt und insofern ihre eigenen Möglichkeiten überschätzt.

Wehlers Skepsis könnte durch eine **Geschichte des Gefühls** gestützt werden: Der Historiker Richard van Dülmen (1989), kam in seinem Forschungsbericht »*Die Liebe in der frühen Neuzeit. Historische Aspekte der Emotionalität*« zu der Auffassung, dass Gefühle in der vorindustriellen Zeit anders im Leben verankert waren als heute und vor allem eingeschlossen im sozio-ökonomischen Kontext der Zeit zu verstehen sind. Liebesbekundungen orientierten sich nicht primär an subjektiven Glücksgefühlen, wie dies heute überwiegend der Fall ist. Liebesgefühle äusserten sich in einer Gesellschaft, in der es noch nicht üblich war, Beziehungsprobleme explizit zu thematisieren, überwiegend in alltäglichen Lebens- und

Arbeitszusammenhängen. Offenbar bedeutete Liebe in einer Welt, in der es keine scharfe Trennung von Familien- und Berufsleben gab, etwas anderes als heute.

Wehler sprach sich letzten Endes für kritische Theorie aus. Er plädierte für eine Theorie, die nicht nur in der Lage ist, die inneren Spannungen, die Individuen und Gruppen in Beruf und Politik auszukämpfen haben, aufzudecken, sondern auch als verinnerlichte Konflikte in sich selber. Über den Beitrag einer traditionell verstandenen, individualisierenden und personalisierenden Sinnsuche zum Geschichtsverständnis äusserte er sich indessen pessimistisch.

Hans Kilian (1971) hatte in seinem Werk »*Das Enteignete Bewusstsein*« die Grenzen einer historisch unbewussten Psychoanalyse deutlich gemacht, solange sie die Struktur des bürgerlichen Individuums unbesehen mit der Natur des Menschen gleichsetzt und sich auf diese Weise selbst zum Scheitern vor dem Problem der kollektiven Identitätskrise der ausgehenden spätbürgerlichen Kultur verurteilt. Kilian sprach sich für eine »*Aufhebung der semi-naiven Tiefenpsychologie zur Tiefengeschichte*« und zur dialektischen Sozialpsychologie eines kollektiven historischen Unbewussten aus, welches er als ein »*enteignetes*« individuelles und gesellschaftliches Bewusstsein in Systemen sozialer Trennung und Herrschaft begriff.



3.2 Noch ein Wort zur personalisierenden Vermittlung von Geschichte. Geschichte als Handeln grosser Persönlichkeiten anzusehen, andere Aspekte dagegen ausser Acht zu lassen, ist in Politik- und Geschichtswissenschaft unter den Stichworten »Personalisierung« und »Psychologisierung« bereits ausführlich Gegenstand von Kritik gewesen (Friedeburg/Hübner 1970; Andiel 1971; Bergmann 1972, Schuch 1981; Schuch 1990). Diese Kritik, die hier nicht im einzelnen nachvollzogen werden kann und sicherlich selbst einer kritischen Betrachtung bedarf, wollte wohl vor allem darauf hinweisen, dass die Vorstellung des Individuums sich der Abstraktion von realen gesellschaftlichen Verhältnissen verdankt, zudem eine relativ moderne, westlich kulturtypische Perspektive darstellt und, nicht zuletzt, dass die personalisierende Auffassung von Geschichte immer in der Gefahr ist, sentimentale, glorifizierende, letztlich eskapistische Perspektiven zu vermitteln.

Wenn ich also in einem Vortrag über »die Geschichte der Technik der Psychotherapie« »von Sigmund Freud« berichte oder »von Sandor Ferenczi«, »von Wilhelm Reich«, »von Fritz Perls« dann möchte ich keineswegs personalisierendes Geschichtsverständnis fördern oder vertreten. Ich behaupte vielmehr, eben nicht »von Freud« etc. zu berichten, sondern ich verfolge mit meinen »Geschichten« letztlich die Absicht, anhand der historischen Perspektive einen aus exzentrischem Blick gewonnenen, historischen Problemhorizont von Entwicklungen der psychotherapeutischen Theorie und Praxis zu skizzieren, um Heuristiken zu entwerfen, die mit einigen erkenntniskritischen Einschränkungen als Orientierungen für die Aus-

einandersetzung mit unserem heutigen Denken und Handeln in der Psychotherapie dienen können. Dabei richte ich meinen Blick zwar auch auf »das Persönliche im Werk« (Schuch 1990), meine aber insbesondere die gedanklichen Implikationen, insbesondere Modellvorstellungen (Herzog 1984) der jeweiligen Werke, und will auch nicht die bestimmten zeitgeschichtlichen Denktraditionen, denen sie sich zuordnen lassen sowie die konkreten zeitgeschichtlichen Umstände und Lebensverhältnisse, denen sie sich verdanken und auf die sie antworten, aus dem Blick verlieren.



3.3 Wenn wir mit dieser kritischen Voraussetzung uns dennoch aus psychotherapeutischem Blickwinkel an die Geschichte der Psychotherapie heranmachen, stellt sich die Frage nach dem Wirkungsgrad des Persönlichen in der Geschichte der Psychotherapie. Wie wäre denn das Wirken von Personen in der Geschichte der Psychotherapie einzuschätzen?

Der schulenübergreifende Psychoanalytiker und Kulturkritiker Erich Fromm (1981) hatte in einem Essay über Sigmund Freuds Persönlichkeit und Wirkung die Ansicht vertreten, dass die Wirkung Freuds nicht in erster Linie auf den revolutionären Gehalt seiner Theorien zurückging. Z.B. der Wandel der sexuellen Bräuche, der nach dem Ersten Weltkrieg zu beobachten war, führt Fromm nicht auf die zunehmende Ausbreitung der psychoanalytischen Lehre auch über den Bereich der Psychotherapie hinaus zurück, wie dies oft behauptet wird (Fromm 1981, 104). Für Fromm hatten die neuen sexuellen Sitten viele Wurzeln. Die wichtigste liege in einer neuen Lebenseinstellung, die der moderne Kapitalismus hervorgebracht habe, nämlich dem Verlangen nach ständig steigendem Konsum. Die Psychoanalyse verdanke ihre Popularität als angebliche

Verkünderin sexueller Freiheit eher der neuen Konsumleidenschaft, als dass sie selbst Urheberin der neuen Sexualmoral gewesen sei (Fromm 1981, 105) - zumal Freud nie ein Befürworter sexueller Libertinage war.

So gesehen, hätte Freud mit seinen Entdeckungen die Welt keineswegs so mächtig verändert, wie dies - durchaus auch von ihm selbst - glorifizierend dargestellt wird, sondern seine Wirkung wäre eher eine in zweiter Linie gewesen, zumal sie auch nur einen relativ begrenzten Personenkreis betraf.

Freud hatte allerdings das aufgegriffen und thematisiert, was durch gewaltige gesellschaftliche Veränderungen bedingt, an veränderten Perspektiven und neuen Fragen in der Welt des zu Ende gehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sich stellte. Der Freud-Biograph Ludwig Marcuse (1972) war zur Ansicht gekommen, dass Freud gewiss auch der Schöpfer einer neuen medizinischen Disziplin und der erste Theoretiker einer neuen Seelenkunde war: Seine grössere Wirkung indessen sei »wohl von seiner Destruktion des Baufälligen« ausgegangen (Marcuse 1972, 56). Freud habe vor allem mit dem 19. Jahrhundert abgerechnet.

4. PSYCHOTHERAPIE ALS ERMITTLUNG VON GESCHICHTE - DER GLAUBE AN HEIL DURCH ANAMNESE

4.1 Dem Geschichtsblick in der Psychotherapie wird traditionellerweise etwas überaus Besonderes, nämlich Heilsames zugeschrieben. Insbesondere tiefenpsychologisch orientierte Versionen von Psychotherapie operieren mit Gedankenfiguren, die dem Blick in die Geschichte eine aufklärende, identitätsstiftende und heilende Wirkung zuschreiben: Ricoeur (1969) sprach im Hinblick auf die Freudsche Psychoanalyse emphatisch von einer »*Archeologie des Subjekts*«.

Dem historisch und philosophisch reflektierenden Chronisten stellt sich indessen leicht dar, dass es sich bei der Vergangenheitsorientierung der Freudschen Psychoanalyse um die Auswirkung inhärenter, latenter, geschichtsphilosophischer Gedankenfiguren handelt, die letzten Endes religiösen Ursprungs sind.

Genauer behauptet: Die ausgebliebene Eschatologie der jüdisch-christlichen Religionen hatte u.a. zu Gedankenfiguren der Art geführt, der Mensch müsse - keineswegs nur bei Freud, z.B. auch bei Marx, bei Freud in Form der psychoanalytischen Erkenntnis, bei Marx in Form der praktischen Bewusstwerdung des historischen Subjekts durch Revolution - selbst bewirken, was sich als Heilsgeschehen nicht einstellen wollte.

Der bedeutende österreichische Philosoph und Soziologe Ernst Topitsch (1973) hat in seinen Beiträgen zur Weltanschauungsanalyse und Ideologiekritik »*Gottwerdung und Revolution*« u.a. darauf hingewiesen, dass die idealistische Geschichtsphilosophie immer auch eine Art von religiös begründeten, dialektisch-teleologischem Heilsdenken enthält. Geschichtsphilosophisches Denken verdankt sich letztlich der Tradition religiösen Offenbarungsglaubens.

Geschichtsphilosophische Geschichte bildet regelmässig eine geschlossene Geschichte: Sie hat nicht nur Anfang und Ende, sondern auch Grund und Ziel. Geschichtsphilosophische Geschichte kommt einer Wesenslogik folgend und diese verwirklichend immer woher und führt immer wohin. Die geschichtsphilosophische Gedankenfigur weist eine typische teleologische Struktur auf: Meist aus Notwendigkeit, ungunstigen Zuständen, Unterentwicklung, Abgründen oder Katastrophen heraus, von diesen ausgelöst oder um diesen zu entgehen, entwickelt sich Geschichte und führt nach in der Regel schwierigem Weg, z.B. durch Wanderungen durch die Wüste, durch Epochen der Entfremdung, gewissermassen durch ein »*Tal der Tränen*«, vermittelt Gnade, Opfer, Selbsterkenntnis oder heroische Tat zur Erlösung, Befreiung, ins gelobte Land, Paradies, Gottesreich oder Reich der Freiheit und damit zum Ziel und Abschluss der Geschichte.

Topitsch (1973) sieht im Hintergrund die religiöse Gedankenfigur des Absteigens Gottes in die Niederungen der leidvollen Endlichkeit und der darin begründeten Heilsnotwendigkeit. Dieser Version

zufolge konnte Gott nicht anders: Er vermochte nur auf beschwerlichem und kompliziertem Weg seine Vollendung zu finden.

Wir finden die ursprüngliche Gedankenfigur, wie der ehemalige Talmud-Schüler, Sozialphilosoph und schulenübergreifende Psychoanalytiker Erich Fromm (1980) gezeigt hat, in der jüdischen Eschatologie. Dieser biblischen Philosophie zufolge ist Geschichte ein Prozess, in dem der Mensch die Kräfte der Vernunft sowie die Fähigkeit zur Liebe entwickelt, um zu seinem vollen Menschsein zu gelangen und zu sich zurückkehren. Der Mensch gewinnt die durch den Ungehorsam gegenüber Jahwe verlorene Harmonie und Unschuld sozusagen auf einer höheren Ebene zurück. Es ist die Harmonie eines Menschen, der sich seiner selbst bewusst wird, der Recht und Unrecht, Gut und Böse voneinander zu unterscheiden weiss - ein Mensch, der aus seiner Selbsttäuschung und seinem Halbschlaf erwacht um endlich frei zu werden. Im Prozess der Geschichte gebiert der Mensch sich selbst. Er wird zu dem und erlangt das, was ihm die Schlange, jüdisches Symbol für Weisheit und Rebellion, versprochen hat und was noch der patriarchalische, eifersüchtige Gott Adams nicht wollte, nämlich, dass der Mensch, immerhin als Gottes Ebenbild geschaffen, diesem selbst gleich würde.

Die messianische Zeit ist der nächste Schritt in der Geschichte, nicht ihre Aufhebung. Die messianische Zeit ist die Zeit, in der der Mensch voll geboren sein wird. Als der Mensch aus dem Paradies vertrieben wurde, verlor er seine Heimat. In der messianischen Zeit wird er wieder zuhause sein - in der Welt (Fromm 1980, 100 f.)

In der christlichen Auslegung, Überarbeitung und Fortschreibung der Bibel kommt eine etwas andere, insbesondere pejorative Akzentuierung in die Eschatologie, insbesondere u.a. im Hinblick auf die Vorstellungen von Sündenfall und Erbsünde, der dadurch begründeten Vertreibung aus dem Paradies und der Notwendigkeit, ab dann überaus leidvoll, im Schweisse des Angesichts sein Brot verdienen zu müssen, mit der Logik, durch Selbstopferung des Gottessohnes Gott zu versöhnen, der Erlösung der sündigen Menschheit durch seinen Kreuzestod, der leibhaftigen Auferstehung, Himmelfahrt, Wiederkehr (Parusie), Jüngstem Gericht und angeschlossenem Gottesreich samt ewigen Leben, respektive ewiger Verdammnis.

Wir finden eine solche Gedankenfigur in säkularisierter Form z.B. bei Karl Marx (1844), demzufolge der Mensch gezwungen wird, zu arbeiten, weil er nicht mehr zur Anpassung an die Natur fähig ist. Der Mensch macht sich in der Arbeit die Natur zum Objekt. Er produziert durch die Art der Arbeit gesellschaftliche Verhältnisse, die sich hinter seinem Rücken etablieren und ihn schliesslich beherrschen. Im Ergebnis entfremdet er sich von

der Natur, von sich selbst, von seinem Produkt und von anderen Menschen. Erst nach langem Leidensweg, durch Phasen der Verdinglichung und Entfremdung hindurch, vermag er sich vermittels der durch Arbeiterbildung bewirkten Einsicht in seine Rolle als historisches Subjekt und per klassenbewusster, revolutionärer Tat von Ausbeutung und Unterdrückung durch die Verhältnisse zu befreien und das Reich der Freiheit zu begründen.



Wir finden eine solche Gedankenfigur auch bei Sigmund Freud, wenn auch nicht mit so grossartigem Verlauf und Ergebnis wie in der jüdischen respektive christlichen Religionsphilosophie oder in Marxens »historischem Materialismus«. Bei Freud ist der Mensch bleibend gefangen in einer dialektischen, tragischen Situation zwischen Natur bzw. Trieb und Kultur bzw. Zivilisation. Triebbefriedigung und Zivilisation schliessen sich substantiell aus. Der Mensch muss, um Kultur zu produzieren, seine Triebe unterdrücken. Dies gelingt ihm nicht nur unzulänglich, sondern produziert als Effekt ein »Unbehagen in der Kultur«. Bei Freud gibt es - gemessen an Paradies, Gottesreich oder Reich der Freiheit - lediglich eine »kleine« Erlösung vermittels der psychoanalytischen Erkenntnis. Am Primat der Realität ausgerichtet, bescheidet sich Freud pessimistischerweise mit der Herstellung von »Liebes- und Arbeitsfähigkeit«.

4.3 Geschichtsphilosophisches Denken hat eine weitere für die Psychotherapie hochrelevante Gedankenfigur produziert. Man könnte diese Gedankenfigur im Anschluss an Ausführungen des Geschichtsphilosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seinen »Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte« (Hegel 1970) sinngemäss folgendermassen definieren: Das Ich weiss sich erst, wenn es sich des Weges vergewissert, den es genommen hat, um Ich zu werden. Hegel zufolge ein überaus komplizierter Prozess, in dem die historische Entwicklung auf ihren Abschluss hinielt, in dem der Mensch das in ihm zunächst nur unbewusst vorhandene Innerliche - nämlich das von ihm als solches noch nicht identifizierte, aber in ihm gleichwohl vorausgesetzte Bewusstsein des Ganzen - aus sich heraussetzte und zur Wirklichkeit der substantiellen Vernunft in Form des Staates konkretisierte. Im Prinzip des Staates war den Menschen überindividuell ihr Wesen ausgesprochen, frei zu sein. Solange das Wissen um die Substanz, die Freiheit noch nicht ausgesprochen war, kam aushilfsweise bestimmten heroischen Individuen die historische Aufgabe zu, durch Aussprechen ihres Willens den allen Individuen zugrundeliegenden Willen provisorisch auszusprechen. Diese Heroen waren »Organ des substantiellen Geistes« bzw. »Geschäftsführer des Weltgeistes« (Hegel 1970, 46) - als Modellvorstellung sicherlich eine treffliche Vorlage für das Wirken tiefenpsychologischer Psychotherapeuten.

Der deutsche Philosoph Odo Marquard (1987) präsentierte in seiner Schrift »Transzendentaler Idealismus, Romantische Naturphilosophie, Psychoanalyse« ein Zitat, das bei Freud stehen könnte, aber bei Schelling steht: »das Ich (...) erinnert (...) sich nicht mehr des Wegs, den es (...) zurückgelegt hat (...) und es (hat) (...) den Weg zum Bewusstsein selbst bewusstlos und ohne es zu wissen zurückgelegt ... (es) findet in seinem Bewusstsein nur noch gleichsam die Monumente, die Denkmäler des Wegs, nicht den Weg selbst. Aber eben darum ist es nun Sache der Wissenschaft (...) jenes Ich des

Bewusstseins mit Bewusstsein zu sich selbst, d.h. im Bewusstsein kommen zu lassen. Oder: die Aufgabe der Wissenschaft ist ... eine Anamnese« (1973, S. 89).

Marquard (1973) hat darüberhinaus auf eine bezeichnende Entsprechung bei Freud und Schelling hingewiesen: Freud (wie auch Schelling) operieren mit einem gleichartigen Ensemble von Grundbegriffen und einer Zwei-Tendenzen-Theorie (Marquard 1973, 88).

Freud begreift nach Marquard diese zwei Tendenzen als die Systeme des Unbewussten und des Bewussten. Schelling begreift sie als bewusstlose und bewusste Tätigkeit. Beide verstehen die unbewusste Tendenz als unbestimmten, gestaltlosen, frei beweglichen Trieb. Beide charakterisieren die bewusste Tendenz durch die Leistung der Hemmung und Verdrängung. Aufgrund dieser Hemmung realisierte sich der Mensch, steigerte sich und wurde geistig.

Beide begreifen die Geschichte des Geistes als das, was statt einer unmittelbaren Befriedigung geschieht: Als Produktion von Scheinprodukten und Ersatzbildungen. Beide begreifen die Phänomene dieser Geschichte als instabile Synthesen und Kompromissbildungen. Beide attackieren Selbsttäuschungen durch die Bewusstmachung der unbewussten Vorgeschichte des Ich.

Die Implikation dieses Denkens schreibt gegenwärtiger Wahrnehmung und Handlung Unzulänglichkeit zu und drückt gleichzeitig Unzufriedenheit mit dem aus, was gerade wahrgenommen und getan wird. Etwa in der Gedankenfigur: Ich will nicht allein das sein, was ich gerade erlebe und was ich gegenwärtig bewirke, sondern ich habe darüber hinausgehenden Bedeutungs- Interpretations- und Erklärungsbedarf, den ich durch die Ermittlung und Erörterung meiner imaginierten Vergangenheit befriedige, um meiner Lebensweise Begründung und Ziel und meiner inferior und miserabel erlebten Existenz höheren Sinn zu verleihen.

4.4 Welches Heil könnte aus Psychotherapie erwachsen? Bei verschiedenen Begründerpersönlichkeiten lassen sich Heilsvorstellungen mit unterschiedlichem wissenschaftstheoretischem Geltungsanspruch feststellen.

Z.B. der Skeptiker und Pessimist Freud hatte, wie gesagt, auf Erlösung durch Erkenntnis gesetzt. Er gab sich bereits damit zufrieden, wenn die immerwährende Aufgabe akzeptiert wurde, dass aus »Es« »Ich« werden sollte - mit allen Einschränkungen, die in der Macht des Unbewussten respektive in der Begrenztheit des Ich liegen. Der Mensch sollte mittels psychoanalytischer Aufklärung über die verdrängten sexuellen Grundlagen seiner Konvention und des dadurch bewirkten Unbehagens in der Kultur dahin kommen, immerhin liebes- und arbeitsfähig zu werden und nicht mehr darauf angewiesen sein, sich überwiegend neurotisch, symptomatisch zu befriedigen.

Z.B. der tragisch geendete Wilhelm Reich hat in seiner »Charakteranalyse« von 1933 (Reich 1971) die von Freud eher bescheiden - um nicht zu sagen pessimistisch - und im Grunde mysteriös verfasste Heilsvorstellung viel weitgehender und leider von keinem erkenntniskritischen Zweifel geklärt, überaus kurzschlüssig praktisch gewendet: Bei ihm ist das Heil regelrecht positivierbar und damit praktikabel. Methodologisch gesehen, ein für Reich typisches Problem, das sein ganzes Werk bis zum bitteren Ende durchzieht.

Folgt man Reich, dann ist der Erfolg von Psychotherapie und anschliessend die Möglichkeit eines richtigen, erfolgreichen Lebens in der befriedigenden sexuellen Praxis gegeben, wie er z.B. in seinem Entwurf eines »Genitalen Charakters« zeigt. Der Genitale Charakter ist nichts weniger als der positive Entwurf eines psychotherapeutisch generierten Supermannes, eines Mannes, der offenbar alles kann: Er ist in keinerlei Hinsicht »steif und krampfhaft«. Da er befriedigbar ist, ist er zur Monogamie ohne Zwang und Verdrängung fähig, aber er ist bei rationaler Begründung auch schadlos fähig zum Wechsel des Objekts oder zur Polygamie. Die Aggressivität ist zum grössten Teil in sozialen Leistungen sublimiert. Soziale Leistungen sind nicht in erster Linie Potenzbeweise, sondern gewähren eine natürliche nicht kompensierende narzisstische Befriedigung. Da die Potenz in Ordnung ist, bestehen keine Minderwertigkeitsgefühle. Das Ich-Ideal ist nicht weit vom Real-Ich entfernt. Die periodischen Orgastischen Lösungen haben zur Folge, dass das Ich sowohl von Seiten des Es als auch des Über-Ich unter geringem Druck steht. Es muss sich nicht gegen das Es wehren. Das Über-Ich braucht nicht sadistisch zur Sache zu gehen. Neurotische Schuldegefühle sind kaum vorhanden. Die Sozialität beruht nicht auf verdrängter sondern sublimierter Aggression und seiner Eingebundenheit in die Realität. Das bedeutet aber nicht, dass er sich der Realität immer beugt. Der Genitale Charakter vermag sie zu kritisieren und zu verändern. Seine geringe Lebensängstlich-

keit bewahrt ihn vor Konzessionen an die Umwelt, die seinen Überzeugungen widersprechen (Reich 1971, 232).

Ich kann die Problematik therapeutischer Heilsvorhersagen hier nicht ausführlich diskutieren, obwohl dazu einiges anzumerken wäre, weil viele Psychotherapeuten, insbesondere auch Gestalttherapeuten durch ihre Orientierung an holistischen Teleologien unreflektierterweise glauben, Entwicklungsprinzipien im Rang von Naturgesetzen erkannt zu haben und diese anwenden zu können und damit sozusagen den therapeutischen »*Marchallstab im Tornister*« mitzuführen. Nur so viel an Problematisierung: Gegenüber Reichs Modellvorstellungen mutet Freuds Skeptizismus und Pessimismus geradezu sympathisch an.

Kann man, aus heutiger Sicht, die unbedingt geprägt sein sollte durch kritische Reflexion und insbesondere auch durch serielle klinische Erfahrung, in der Psychotherapie, ernsthaft und ohne unverschämt zu werden, mehr erwarten, als sich im Lebensganzen zu verstehen - inklusive aller erkenntniskritischen Einschränkungen? Geht denn wirklich viel mehr, als sich situativ und relational biographische, identitätsstiftende Narrationen zu bilden über sein eigenes Gewordensein? Und sei es bloss mit dem bescheidenen Ergebnis, sich immer wieder seiner Unzulänglichkeit und Ohnmachtserfahrung bewusst zu werden, und damit in der Begrenztheit und Übermächtigung, sozusagen in letzter Instanz, sich seiner selbst mächtig zu bleiben? Enttäuschungsfeste Werte zu ermitteln? In der Brandung gegründet stehen? Wenn überhaupt Heilserwartungen mit Psychotherapie in Verbindung gebracht werden sollen, können diese sinnvoll und realistisch in dem Rekurs auf die Grundqualitäten des Menschlichen bestehen.



5. THERAPIEPRAKTISCHE ASPEKTE DER VERGANGENHEITSKREATION

5.1 Bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, welchen Beitrag die Psychotherapie zur Realisation von Geschichte leisten kann, ist zuerst daran zu denken, dass die Psychotherapie zu grossen Teilen in Form der Ermittlung von Lebensgeschichte stattfindet. Im Lichte der vorangegangenen Überlegungen sind die psychotherapeutisch ermittelten Lebensgeschichte als dialogische Kreationen anzusehen.

Auch die Integrative Therapie, der ich zugute halte, dass sie bereits in ihrem Umgang mit der Vergangenheit des Patienten eine Vielzahl der Aspekte, die ich oben genannt habe, berücksichtigt, sieht in der Ermittlung und Bearbeitung d.h. auch, Neuinterpretation der Vergangenheit des Patienten z.B. im Sinne des ersten Weges der Heilung, der Sinnfindung, oder auch des zweiten Weges, der Nachsozialisation wesentliche Bestandteile der Therapie.

Ich möchte mich hier auf zwei praktische Aspekte der Ermittlung und Bearbeitung von Lebensgeschichte in der Integrativen Therapie beschränken: Den imaginativen Zugang zur Vergangenheit und die Evokation leiblich sedimentierter Szenen.



5.2. Die Imagination ist eine bi-modale Perspektive insofern, als sie einerseits aus einer kognitiven Funktion, dem bewussten, wachen Wahrnehmen besteht und andererseits auf dem relaxierten, d.h. durch leichte Trance bewirkten Aufsteigenlassen von inneren Bildern, Klängen und Atmosphären.

Ein bewährtes Verfahren der imaginativen Realisation von Vergangenheit ist die **Panorama-Technik**. Die Panorama Technik wurde massgeblich von Hilarion Petzold (1975) entwickelt und ausdifferenziert (Petzold, Orth 1993) Die Panorama-Technik ist eine eingeleitete, eventuell auch teilgeführte, erinnerte, »innere« Reise durch das Leben oder ein sich durch das Leben ziehendes Thema: z.B. Körperempfinden, Krankheit, Arbeit, Beziehungen, Sexualität.

Der Patient wird in körperlich entspannten Zustand versetzt und aufgefordert, Bilder seines Lebens vor seinem inneren Auge nochmals zu erleben, sei es von der Gegenwart aus in die Vergangenheit hinein oder von der - durch therapeutische Führung erreichten - Vergangenheitsposition zurück in die Gegenwart. Mit dieser Verfahrensweise lassen sich auch Zukunftserwartungen imaginieren. In einer angeschlossenen Aktionsphase werden die »Reiseerlebnisse« kreativ umgesetzt, z.B. mit Farben auf Papier aufgetragen um anschliessend unter verschiedenen Aspekten im Hinblick auf bestimmte Implikationen bearbeitet zu werden und mit der gegenwärtigen Lebenssituation in Bezug gesetzt zu werden. (Signer-Brandau 1986)

Der Psychotherapeut, der diese Verfahren anwendet, weiss, dass zu verschiedenen Phasen der Psychotherapie Lebenspanoramen gänzlich unterschiedlich ausfallen und interpretiert werden können. Herrschte vielleicht zu Anfang der Therapie eine pessimistische, leidorientierte, mit vordergründigen Schuldzuschreibungen durchsetzte

Geschichtsschreibung vor, so kann sich dieses im Laufe der Therapie durch Perspektivwechsel und Umbewertung gänzlich verändern:

Z.B. war die Mutter der frühen Kindheit von der Patientin als innerlich abwesend, häufig defensiv bis abweisend und insgesamt als wenig herzlich und aktiv erinnert, mit der Folge des belastenden und bedrückenden Gedankens, ein ungewolltes, ungeliebtes Kind zu sein. Die Analyse des Lebensfeldes mit Hilfe der Panoramatechnik zeigte indessen, dass die Mutter als Krankenschwester jahrelang Nachtschichten im Krankenhaus fuhr, um für das Kind tagsüber da zu sein. Es war eben nicht so, dass die Mutter das Kind nicht liebte, mit all den ungunstigen Folgen und quälenden Gedanken über den eigenen Wert, sondern, dass die Mutter, tagsüber leider häufig übermüdet, sich regelrecht bis an die Grenze der Erschöpfung aufopferte, um für ihr Kind zu sorgen. Die Mutter gab einfach nur ihr Bestes.

Die Ansichten können sich im Verlauf einer Therapie bekanntlich auch in andere Richtung klären, wenn z.B. vorher alles so harmonisch und wohlgeordnet schien und das Leid der Patientin, ihre Panikzustände und Gefühle, in schwarze Löcher zu fallen, völlig unergründlich erschienen und allein von der Patientin bei sich verortet und damit depressiv attribuiert wurden. Mithilfe des Lebenspanoramas und insbesondere dessen intermedialer Evaluation wurden auf einmal die bedrohlichen, konfluenten Atmosphären dieser nur scheinbar heilen Welt sowie leider auch Missbrauch und Grenzverletzungen spürbar und erinnerbar. Mit dieser neuen Ansicht gelang es der Patientin zunehmend auf kritische Distanz zu gehen und Selbstgefühl zu entwickeln, vor allem auch Wut zu spüren, die Struktur setzte, eine schützende Grenze aufzurichten half und ihr als Kraftquelle diente, eigene Ziele zu verfolgen.

5.3 Die Evokation leiblich sedimentierter Szenen steht als Verfahren u.a. im Einklang mit Beobachtungen Ferenczis (1931), der bei schwer traumatisierten Patienten feststellte, dass »Hand, Finger, Füsse, Genitalien, Kopf, Nase, Auge, Vertreter der ganzen Person« bilden, »an der alle Peripetien der eigenen Tragödie zur Darstellung gebracht werden« (Ferenczi 1931, 501). Ferenczi begann also, von Haltungen und Gesten ausgehend, szenisch zu verstehen und szenisch zu arbeiten (Schuch 1994, 1998).

Was ist das, eine Szene? Eine Szene ist eine raumzeitliche Struktur. Zur Szene gehört Alles, was ich im Erleben und Handeln erreiche und was mich in Wahrnehmung und Handlung erreicht. Leib und Szene gehören unmittelbar zusammen: Wir sind immer Leib und befinden uns immer in Szenen. Wir nehmen leiblich-szenisch wahr. Wir handeln szenisch. Unser Leib ist der Ort aller gespeicherten Szenen. Wie der Leib lebendig ist, ist auch die Szene nie statisch. Sie ist eine lebendige Struktur unseres Erlebens und Verhaltens: In mir. Um mich herum. Durchmischt.

Wir befinden uns immer in Szenen: Bereits der Uterus ist eine Szene. Wir werden in eine Szene hineingeboren, deren Teil wir werden, die wir leiblich mitgestalten, die uns mitgestaltet. Unsere gesamte Lebensgeschichte besteht aus Szenen und Szenenfolgen. Szenen prägen die Struktur unserer leiblichen Wahrnehmung: Wir nehmen immer leiblich wahr. Unser Ich hat eine szenische Funktion. Unser Gedächtnis funktioniert szenisch.

5.4 Wenn wir aufwachsen, entfaltet sich von Anbeginn unserer Entwicklung ein genetisches Potential in Korrespondenz mit unserer Umwelt.

Gerade bei der Untersuchung von tiefen Wünschen leiblichen Selbstgefühls, insbesondere auch sexueller Verwirklichung, die unerlässlich für das individuelle Wohlbefinden sind und in der Gestaltung von Partnerschaften eine tragende Rolle spielen, habe ich immer wieder die Erfahrung machen können, dass relativ früh, d.h. insbesondere in den zwischenleiblichen Milieus von Mutter und Vater realisierte Befindlichkeiten und Situationen sich in spätere szenische Optionen einspielen. Unter szenischen Optionen verstehe ich relativ typische Konfigurationen, z.B. Mann-Frau-Beziehung, Vater-Mutter-Kind-Beziehung, Vater-Sohn-Tochter-Beziehung, Mutter-Sohn-Tochter-Beziehung, oder Lehrer-Schüler-Beziehung oder Arzt-Patient-Beziehung etc.

Unser psychotherapeutisches Erkenntnisinteresse bei der Evokation leiblich sedimentierter Szenen sollte aber nicht allein von dem mikrosoziologischen Blickwinkel des Familiensettings geprägt sein. Wir sind vielmehr gehalten, heute über die Familie hinauszublicken und historische Kontexte zu berücksichtigen.

In seinem Vortrag anlässlich des Kongresses »Lebensgestalt und Zeitgeschichte« hat Hilarion Petzold (1989) noch einmal darauf hingewiesen, dass die Perspektive der Integrativen Therapie sich keineswegs in der individuellen Diagnose oder der Diagnose von Familiengeschichten, Familiendynamiken und -systemen erschöpft - so sehr diese Per-



Szenen engrammieren sich leiblich. Sie sedimentieren sich in unserem Leib. Wir haben ein szenisches Leibgedächtnis. Der Leib ist das Reservoir von Rollen, ein Archiv von Stücken.

Eine wesentliche Arbeitsweise der Integrativen Therapie besteht darin, ausgehend von Haltungen, Gesten, Atmosphären, Empfindungsweisen des Leibes leiblich sedimentierte Szenen bzw. Szenenfragmente zu revozieren (Heinl 1989/1990). Wir nutzen die Möglichkeit der »*holographischen Evokation*«.

spektiven zur unmittelbaren Diagnose individuell notierten seelischen Leids dazugehören.

Die Integrative Therapie bezieht als wesentlich übergreifende Einflüsse auf die individuelle Biographie ein, insbesondere Milieus und Zeiten, in die wir hineingeboren werden und unsere Lebensgestalt herausgebildet haben. Wir sind nie nur Kinder unserer Eltern, sondern immer auch Kinder unserer Zeit:

Sei es z.B., dass wir noch die grosse Depression miterlebt haben, die Machtergreifung Hitlers und die Herrschaft des Nationalsozialismus, den Weltkrieg, Niederlage und Zusammenbruch, die sogenannte schlechte Zeit nach dem Krieg, die Teilung Deutschlands, die Berlinblockade, den Wiederaufbau, das Wirtschaftswunder, den Aufstand in der Ostzone 1953, den Ungarn-Aufstand 1956, die Wiederbewaffnung, den Kalten Krieg, die chronische atomare Bedrohung, den Mauerbau, die Notstandsgesetzgebung, den Vietnamkrieg, den Studentenprotest, die Terroristenverfolgung. Tschernobil, Glasnost und Perestroika, ostdeutsche Massenflicht, Fall der Mauer, deutsche Einheit, Golfkrieg, die deutsche Ernüchterung etc. - Alle diese historischen Stichworte beinhalten spezifische Atmosphären, die wir gleichsam geatmet und internalisiert und anschliessend verbreitet haben.

Atmosphären gestalten auf einer Makro-Ebene die Milieus, in denen wir uns aufhalten und entwickeln. Sie machen die Zeit erfahrbar, deren Kinder wir sind, die wir ausmachen und die uns ausmacht. Sie prägen den Zeitgeist, den wir absondern und der uns inspiriert.

5.5 Nicht zuletzt: Wie wären die Erzählungen zu bewerten, die Patienten über ihre Lebensgeschichte vortragen? Wie könnte man mit ihnen sinnvoll verfahren? Sind wir Psychotherapeuten uns stets im Klaren darüber, dass die vom Patienten im Lauf der Therapie verbal mitgeteilte Geschichte seines Lebens nicht mit der »wirklichen« Entwicklungsgeschichte identisch sein muss? Dies hängt schon damit zusammen, dass die Kindheitserinnerung - Ferenczi (1913) machte, wenn auch noch auf triebtheoretischer Grundlage (Schuch 1998), auf »*Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes*« aufmerksam - erst in einem späteren Alter festgestellt und bereits einem komplizierten Einarbeitungs- und Umarbeitungsprozess unterzogen worden sind, den bereits Freud (1909) mit »*der Sagenbildung eines Volkes über seine Urgeschichte*« analog setzte (Freud 1909, 427).



Cremerius (1981) schliesst daraus, dass die von den Patienten in der nachträglichen Sagenbildung berichteten traumatischen Ereignisse nicht wirklich die Ursachen der Neurose sein können (Cremerius 1981, 401). Ich füge dem mit Blick auf Ferenczis Gegenwartbezug hinzu, dass psychotherapeutisch die gegenwärtige Bedeutung der Lebensgeschichtsbildung von grösserem Gewicht sein dürfte. Zumal das Denken in Kausalitäten der Komplexität des menschlichen Lebensprozesses nicht gerecht wird.

Das ätiologische Sagen setzt noch nicht voraus, dass das Ereignis auch stattgefunden haben muss, schon gar nicht so, wie es erzählt wird. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Patienten mit ihren zum Teil ergreifenden Berichten über frühe Entbehrungen, Nöte, Zufügungen einen spezifischen Kontakt mit dem Therapeuten, insbesondere dessen Mitgefühl, Beistand, Zuwendung und Trost suchen. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass gegenwärtiges Erleben, Wollen und Verhalten des Erzählers durch den Bericht des Vergangenen erklärt oder mit Bedeutung versehen werden soll.

Unter diesen Gesichtspunkten ist es grundsätzlich empfehlenswert, den Bericht als des Patienten als dessen Wahrheit ernstzunehmen und anzunehmen und als ein in der Gegenwart zu verstehendes Anliegen zu entschlüsseln und zu behandeln.

Der Psychotherapeut befindet sich hier zweifellos in einer hochkomplizierten Situation. Wenn es ihm nicht gelingt, das Anliegen des Patienten zu erkennen, anzunehmen und zu deuten und er davon ausgeht, dass der Bericht des Patienten ohnehin nicht zutrifft, dann ist er leicht in der Gefahr, in einen destruktiven Gegensatz zum Patienten zu geraten. Der Patient könnte Skepsis, Unglauben, Widerspruch des Therapeuten spüren. Er könnte realisieren, dass seine Wahrheit offen oder verdeckt, mehr oder minder bestritten wird. Seine Hoffnung, sein Vertrauen, sein Anliegen mit seiner Wahrheitsbildung angenommen zu werden, werden enttäuscht.

Die therapeutische Beziehung wird so nicht nur kompliziert und belastet, sondern die Erfahrung dieser Komplikation und Belastung kann den Patienten auch überfordern, destabilisieren und insofern pathogen wirken. Der Therapeut ist nun mit der schwierig zu handhabenden Situation konfrontiert, nicht nur das mitgebrachte Problem des Patienten mit diesem bearbeiten zu sollen, sondern dieses auch unter den Bedingungen einer nicht intakten Beziehung zum Patienten und mit einem in dieser Beziehung bereits geschädigten Patienten. Wer will es dem enttäuschten Patienten verdenken, dass er dazu neigt, die Perspektive einer erfolgreichen Zusammenarbeit in Frage zu stellen und die therapeutische Beziehung abzubauen? Erfahrungsgemäss könnte ein Umgang mit dieser Komplikation darin liegen, die Situation mit dem Patienten auf ihren Bekanntheitscharakter bzw. auf Wiederholung hin zu untersuchen und sich darüber mit dem Patienten konsensuell zu verständigen.



6. DISKURSANALYSE UND DEKONSTRUKTION

6.1 Es führt kein Weg daran vorbei: Über die Geschichte und Psychotherapie im Zusammenhang zu sprechen, erfordert zuerst kritische Reflexion. Kritische Reflexion, will sie nicht auf konventionellen Wegen wandeln und sich so beschränken, bedarf kritischer Kategorien.

Petzold und Orth (1999), haben in ihrer äusserst anregenden Arbeit über die »Mythen der Psychotherapie« unter Berufung auf Foucault - einer der »Referenzdenker« der Integrativen Therapie - vorgeschla-

6.2 Der französische Philosoph und Historiker Michel Foucault, - sein Denken ist für das Denken in der Psychotherapie zweifellos hochrelevant und leider viel zu wenig beachtet - hat zum historisch kritischen Reflektieren Paradigmatisches vorgearbeitet. Ich widme Foucaults Denken im Folgenden einigen Raum, weil ich es als höchst anregend und wegweisend insbesondere für die Entwicklung differenzierter psychotherapeutischer Verständnismuster ansehe. Ich konzentriere mich auf einige historische Aspekte.

Foucault verfolgte u.a. die Absicht, eine »Geschichte der Gegenwart« zu schreiben. Er begründete eine spezifische Sichtweise von Geschichte, die sich nicht auf die Ermittlung der Realität bestimmter historischer Themen beschränkt, sondern diese Realitäten im Zusammenhang mit dem Zeitpunkt und den Umständen ihrer Problematisierung thematisiert.

Z.B. versuchte er in seiner Geschichte des Wahnsinns mit dem Titel »Wahnsinn und Gesellschaft« (1973) u.a. jenen Punkt Null wiederzufinden, »an dem der Wahnsinn noch undifferenzierte Erfahrung, noch nicht durch eine Trennung gespaltene Erfahrung ist« (1973, 7). Er wollte eine »Geschichte dieser anderen Art von Wahnsinn schreiben, in der die Menschen miteinander in der Haltung überlegener Vernunft verkehren, die ihren Nachbarn einsperrt und in der sie an der gnadenlosen Sprache des Nicht-Wahnsinns einander erkennen« (1973, 7). Genauer gesagt, schrieb Foucault in »Wahnsinn und Gesellschaft« zwei parallele Geschichten: einerseits eine Geschichte der Ausschliessung des Wahns und der Trennungen, die sich daraus vollzogen haben und andererseits eine Geschichte der Grenzziehungen, die sich auf dem Feld der Sexualität vollzogen haben, z.B. im Hinblick auf erlaubte und verbotene Sexualität, normale und abnormale Sexualität, die Sexualität der Frauen und die der Männer, die der Erwachsenen und die der Kinder (Foucault 1978, 106).

Im ersten Band seiner späteren dreibändigen Untersuchung über »Sexualität und Wahrheit« mit dem Titel »Der Wille zum Wissen« (Foucault 1977) entwarf Foucault die - gegenüber seinen früheren binären Sichtweisen - komplexere Kategorie des »Dispositiv« (»dispositif«). Foucault bezeichnete mit dem aus dem militärischen Denken stammenden

gen, das **historische Phänomen Psychotherapie** insbesondere diskursanalytisch und dekonstruktiv anzugehen. Foucault definierte **Diskurse** als Praktiken, die Wahrheiten produzieren und so soziale Wirklichkeit konstituieren. **Dekonstruktion** bedeutete in diesem Zusammenhang Analyse der Konstruktion Psychotherapie.



Begriff Dispositiv ein Verständnismuster, das aus einem Netz verschiedener Elemente geknüpft werden kann. Das Dispositiv bildet eine Art von Formation, ein heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Massnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, Praktiken umfasst (Foucault 1978, 119 f.).

Foucault erläuterte seine Sichtweise insbesondere im Hinblick auf das Phänomen der Macht. Er widerspricht z.B. der landläufigen Auffassung, dass Macht etwas sei, was man erwerben, wegnehmen, teilen, bewahren oder verlieren könne. Macht ist für ihn etwas, »was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht« (1977, 115). Im Gegensatz zur konventionellen Sicht, die Macht »oben« sozial verortet, kommt Macht nach Foucault häufig »von unten«. Machtbeziehungen verhalten sich ihm zufolge zu anderen Typen von Verhältnissen - er nennt z.B. ökonomische Prozesse, Erkenntnisrelationen, sexuelle Beziehungen - nicht als etwas Äusseres, sondern sind diesen Verhältnissen immanent. Foucault spricht vom »strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse« (1977, 117) und deshalb von der »Allgegenwart der Macht« (1977, 114). Macht ist überall, nicht weil sie alles umfasst, sondern weil sie von überall kommt. Machtverhältnisse durchziehen auch das »Körperinnere«.

Ein weiterer bevorzugter Gegenstand von Foucaults Untersuchungen war die historische Problematisierung von Sexualität: Von Sexualität als einer historisch besonderen Erfahrung zu sprechen, die die Individuen dazu brachte, sich als Subjekte einer Sexualität anzuerkennen. Foucault (1977) konstatierte seit dem 18. Jahrhundert eine Zunahme, eine ständige Erweiterung und immer höhere Bewertung der Diskurse über den Sex, regelrecht eine »diskursive Gärung« (1977, 28). Man habe nicht nur den Bereich dessen ausgebaut, was sich über den Sex sagen liess und die Menschen gezwungen, ihn ständig zu erweitern, sondern man habe vermöge eines komplexen und vielfältig wirkenden Dispositivs die Diskurse an

den Sex angeschlossen. Auf die Frage nach der Zensur des Sexes vertrat er die Ansicht, eher habe man einen Apparat zur Produktion von Diskursen über den Sex installiert, zur Produktion von immer neuen Diskursen, denen es gelang, zu funktionierenden und wirksamen Momenten seiner Ökonomie zu werden (1977, 35). Foucault »stieg« in seiner Analyse von der Moderne durch das Christentum hindurch zur Antike zurück und fand es unvermeidlich, die Frage zu stellen, warum das sexuelle Verhalten und die dazugehörigen Genüsse Gegenstand moralischer Sorge und Beunruhigung werden. Wieso diese ethische Sorge, die - jedenfalls zu gewissen Zeiten, in gewissen Gesellschaften oder in gewissen Gruppen - wichtiger erscheint als die moralische Aufmerksamkeit, die man auf andere wesentliche Bereiche im individuellen und kollektiven Leben verwendet, etwa das Ernährungsverhalten oder die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten (Foucault 1986, 17)? In der »Besorgnis um den Sex« zeichneten sich für Foucault vier Figuren ab, die privilegierte Wissensgegenstände sowie Zielscheiben und Verankerungspunkte für Machtunternehmungen abgaben: die hysterische Frau, das masturbierende Kind, das familienplanende Paar und der perverse Erwachsene (1977, 127).

Foucault (1976) kam im Hinblick auf die Psychoanalyse, der er viel Aufmerksamkeit widmete, zu der Auffassung, dass sie sich an einem Kreuzungspunkt zweier historischer Prozesse befinde. Einerseits beruhe sie auf einer gigantischen Vermehrung und Institutionalisierung von »Geständnisprozeduren«, die für unsere Zivilisation charakteristisch seien und sie habe andererseits unmittelbar Teil an der Medizinisierung der Sexualität. Während in der ars erotica

eher die (pharmazeutischen oder somatischen) Mittel, die zur Intensivierung der Lust dienen, Medizin werden, gebe es im Abendland eine Medizinisierung der Sexualität selbst, als wenn sie eine Zone besonderer pathologischer Zerbrechlichkeit im menschlichen Dasein wäre. Sexualität laufe in Gefahr, gleichzeitig krank zu sein und massenhaft Krankheiten zu erregen (1976, 115 f.).

Foucaults besonderes Interesse galt nicht zuletzt dem Verhältnis von Macht und Sexualität. Z.B. widerspricht er der Repressionshypothese. Er sieht die Sexualität nicht als eine Triebkraft, die der Macht von Natur aus widerspenstig, fremd und unfügsam gegenübersteht - einer Macht, die sich darin erschöpft, die Sexualität unterwerfen zu wollen, ohne sie gänzlich meistern zu können. Sexualität erscheint ihm vielmehr als ein »besonders dichter Durchgangspunkt für Machtbeziehungen« (Foucault 1977, 125): Zwischen Männern und Frauen, Jungen und Alten, Eltern und Nachkommenschaft, zwischen Erziehern und Zöglingen, zwischen Priestern und Laien, zwischen Verwaltungen und Bevölkerungen - wir könnten hinzufügen, zwischen Psychotherapeuten und Patienten. Ihm zufolge fürchtet Macht nicht Sexualität, sondern wirkt durch sie. Er erklärte das sexuelle Elend nicht aus Repression, sondern durch Mechanismen, die auf verschiedene Weise das Dispositiv der Sexualität produzieren und bei denen am Ende Elend herauskommt (1978, 180). Da Macht für Foucault ein offenes, mehr oder weniger und eher schlecht koordiniertes Bündel von Beziehungen ist, stellt sich ihm wissenschaftlich das Problem, ein Analyse-Raster zu schmieden, das eine Analytik der Machtbeziehungen ermöglicht (1978, 126 f.).

6.3 EXKURS: MYTHOS UND KRYPTORELIGIOSITÄT AM BEISPIEL DER PSYCHOANALYSE

6.3.1 Angeregt von Petzolds und Orths Arbeit über die Mythen der Psychotherapie (1999), diese punktuell vertiefend, werde ich folgend einen kleinen Ausschnitt der Theorie von Sigmund Freud als historisches Phänomen diskursanalytisch und dekonstruktiv in den Blick nehmen.

Nach aussen hin handelt es sich bekanntlich bei der Freud'schen Theorie um eine literarisch elaborierte, sich naturwissenschaftlich und vor allem induktiv gebende Theoriebildung. Eine Theoriebildung, die allerdings zahlreiche, unausgewiesene philosophische Gedankenfiguren aufweist (Hemecker 1991) und die psychologische Themen in naturwissenschaftlichen Gewand behandelt (Reicheneder 1990).

Meine Behauptung lautet: Im diskursanalytischen, dekonstruktiven Zugang zur Freud'schen Theorie zeigen sich eigentümliche, in pathomorpher Weise spezifisch eingefärbte Modellvorstellungen und Gedankenfiguren, von letztlich mythischer und religiöser Provenienz. Ich will diese Behauptung anhand des Beispiels vom traditionellen, zum Teil noch heute propagierten, jedenfalls erst seit relativ kurzem überhaupt in Frage gestellten, psychoanalytischen Blick auf die Säuglingsentwicklung darlegen und illustrieren:

Der triebtheoretischen Ansicht Freuds zufolge wurde der Säugling primär von inneren Motiven, dem Lustprinzip, genauer, von der Dialektik von Lust und Unlust bestimmt. Mit dieser Vorgabe erschien ihm der Säugling anfangs gleichsam autistisch bzw. autoerotisch. Das Verhalten des Säuglings, Mimik, Affektäusserungen, sah Freud nicht als Bestandteil der Interaktion des Kindes mit der Umwelt, sondern als motorische Abfuhr innerer Reizzustände an.



Freud hatte nun das Problem, im Rahmen seiner Triebtheorie die psychische Entwicklung zu begründen. Ich berichte im Folgenden kurz über seinen Versuch, das Problem zu lösen, anhand

seiner kleinen Skizze »Formulierungen über die zwei Prinzipien psychischen Geschehens« (1911), in der er u.a. den Begriff des Realitätsprinzips eingeführt hatte. Nach Freuds Ansicht bewirkte das Ausbleiben einer erwarteten Befriedigung sowie die Unfähigkeit die Befriedigung zu halluzinieren den Entschluss des psychischen Apparates, sich »die realen Verhältnisse der Aussenwelt vorzustellen und die reale Veränderung anzustreben« (1911, 231). Der psychische Apparat hätte eine Reihe von Adaptierungen vorzunehmen und den auf die Aussenwelt gerichteten Sinnen mehr Bedeutung beizumessen. Der sich entwickelnde Mensch beginne die Aussenwelt periodisch abzusuchen, insbesondere Aufmerksamkeit zu entwickeln und, als Teil des Gedächtnisses, ein spezielles Merksystem herauszubilden, in dem die Ergebnisse des periodischen Absuchens der Aussenwelt deponiert würden. An die Stelle der Verdrängung unlustzeugender Vorstellungen trete die »Urteilsfällung«, ob eine bestimmte Vorstellung in Übereinstimmung mit der Realität sei. Die motorische Abfuhr werde zunehmend zur zweckgerichteten Veränderung der Realität, zum Handeln. Die Aufhaltung der motorischen Abfuhr werde schliesslich durch die Entwicklung des Denkens besorgt. Nach Freud spaltet der Mensch sein Denken mit der Einsetzung des Realitätsprinzips. Er behält neben dem auf die Realität bezogenen Denken eine Art Denken, die von der Realitätprüfung freigehalten ist und allein dem Lustprinzip unterliegt, das Phantasieren. Das Realitätsprinzip entwickelt sich im Rahmen des Ich-Triebes - im Gegensatz zum Sexualtrieb. Freud unterscheidet schliesslich Real-Ich und Lust-Ich. Freud begründet also die psychologische Entwicklung aus seiner Triebtheorie. Die Gedankenfigur der zwei Tendenzen von Lust- und Realitätsprinzip wird konsequent theoretisch durchdekliniert.

Ich komme zu Freuds Bild der Entwicklung des Säuglings, wie er sie in »Die Frage der Laienanalyse«, (1926, GW XIV, 229) äussert. Aus heutiger Sicht zeichnet Freud ein eigentümlich einseitig eingefärbtes Bild: »Nicht wahr, das kleine Lebewesen ist ein recht armseliges, ohnmächtiges Ding«. Es ist ein »primitives Lebewesen«. »Es lebt der blinden Befriedigung seiner Triebwünsche und geht so häufig an dieser zugrunde«. Die Umwelt des armseligen, ohnmächtigen, primitiven Säuglings ist für Freud eine »übergewaltige Aussenwelt, die voll ist von zerstörenden Einwirkungen«. Freud entwirft hier nichts anderes als das geradezu paranoide Bild der Dialektik eines nicht von sich aus entwicklungsreifen Kindes, bedroht von einer übermächtigen, feindseligen Welt als normale Ausgangslage und Motiv für die kindliche Entwicklung.

Die Entwicklung der Persönlichkeit ist Freud zufolge nicht Ergebnis einer grundsätzlich positiven, lebensbejahenden Synergie, sondern geschieht grundsätzlich aus Not heraus im (Über-)Lebenskampf: »Die Differenzierung eines Ich ist vor allem ein Schritt zur Lebenserhaltung«, »um dem Gefährlichen in der Aussenwelt in aktiverer Weise, vielleicht sogar durch Aggression zu begegnen«.

Wir sollten uns nicht damit aufhalten, diese Sicht der Dinge Freud sonderlich negativ anzukreiden. Er gibt hiermit wohl seine Lebenserfahrung, seine Denktraditionen sowie eine spezifische Sicht der Kindeserziehung seiner Zeit wieder. Gleichwohl drängen sich aus heutiger Perspektive Fragen auf: Muss das Kind zur Entwicklung getrieben werden? Würde sich ohne diese Bedrohung das Kind nicht entwickeln wollen oder können? Wieso hatte Freud nur wenig Zutrauen zu den positiven Entwicklungskräften im Kind? Was liess ihn so negativ über die Umwelt des Kindes denken? Wieso dachte er überwiegend in der Form des Überlebenskampfes bzw. des Konfliktes? Verfügte Freud über keine Beobachtung von der Interaktion von Mutter und Kind?

Hatte er kein Vertrauen in die vom Kind berührten, und auf Grund dieser Berührung das Kind liebenden und fördernden Menschen?

In unserer Zeit macht man üblicherweise gänzlich andere Erfahrungen mit Babies. Eigentlich jeder, der Umgang mit Babies hat und nicht zuletzt auch die Babyforschung (Petzold 1995) zur Kenntnis nimmt, geht heutzutage davon aus, dass Babies in der Mehrzahl höchst vergnügte, lustige, aufmerksam bei der Welt seiende und mit dieser interagierende Wesen sind (Petzold / Orth 1999, 99 f.). Heutzutage wird ein Säugling eher nicht als notdürftiges, zu zivilisierendes Triebkomplexbündel angesehen, sondern im Normalfall als hochkompetent, kreativ, interaktiv und lebensfroh. Das Interessante an Babies ist, wie sie sich interessieren (Gopnik et. al. 1999).

Aus unserer Perspektive erscheint die Säuglingsentwicklung keineswegs als aufgezwungene Qual, sondern als evolutionsgeschichtlich verankertes Bedürfnis. Hierfür sprechen die Ergebnisse der Hirnforschung, die u.a. zur Kenntnis nehmen durfte, dass in den ersten drei Lebensjahren das Gehirn regelrecht über das Ziel hinausschiesst: Im Gehirn eines Dreijährigen gibt es etwa doppelt so viele Synapsen, wie im Gehirn seines Kinderarztes. Dieses Verhältnis verändert sich allerdings im Lauf der weiteren Entwicklung: Nur die vom heranwachsenden Menschen im Verein mit der fördernden Umwelt weiterhin aktivierten Verbindungen bleiben erhalten, die anderen werden wieder eingeschmolzen. Diese Aussonderung von Synapsen in der mittleren Kindheit, vor allem in der Pubertät, werden nicht nur mit Förderungsdefiziten, sondern auch mit Reifung und der Herausbildung spezieller Kompetenzen in Verbindung gebracht.



Jedenfalls ist das heutige Bild vom Säugling von allem anderen gekennzeichnet, als von einem »primären Narzissmus«, wie Freud in seiner Arbeit »Zur Einführung des Narzissmus« (1914, GW X, 137 - 170), behauptet und Margret Mahler im

Anschluss an ihn in »Die psychische Geburt des Menschen« (1975, 1980) fortgeschrieben hatte. Schon über den Begriff des Narzissmus liesse sich trefflich streiten, denn der Narziss des römischen Dichters Ovid war in erster Linie ein Dialog suchender, im Stich gelassener Mensch, der in seiner Spiegelung nur auf sich traf und erst in zweiter Linie einer, der sich gefällig mit sich selbst beschäftigte. Auf jeden Fall war Narziss nicht, wie Margret Mahler meinte, ein ausschliesslich selbstbezügliches, von den Reizen der Aussenwelt weitgehend abgeschlossenes psychisches System - Mahlers Modellvorstellung ist das Vogelei - gekennzeichnet durch einen »normalen Autismus«.

Das von Freud und Mahler gezeichnete Bild wirkte als eine überaus machtvolle Vorgabe: Im Anschluss an Freud und Mahler vertraten ungeprüft ganze Heerscharen von Psychoanalytikern diese Ansicht - bis die empirische Entwicklungsforschung, insbesondere auch die Darlegungen von Daniel Stern über die »Lebenserfahrung des Säuglings« (Stern 1992) deren Ansichten grundlegend problematisierte. Stern hatte u.a. klargemacht, dass das Kind sich von vornherein in Beziehung entwickelt und Entwicklungsstufen des Selbst Entwicklungsstufen des Beziehungsverhaltens entsprechen.

Wenden wir uns noch einmal dem Mahlerschen Denken zu: Was soll das sein, ein »normaler Autismus«? Nach Mahler handelt es sich um eine Phase, in der eine »dem Säugling angeborene Gleichgültigkeit gegenüber Aussenreizen« regieren soll. Eine Phase, in der sich der Säugling angeblich in einem »Zustand halluzinatorischer Desorientiertheit« befindet (1980, 59 f.). Der Säugling als Psychotiker? Oder, im Umkehrschluss, der Psychotiker, wie ein Säugling?

Mahler differenziert ihre Kategorie eines normalen Autismus noch in ein Stadium des absoluten primären Narzissmus, »das durch die Unfähigkeit des Kindes gekennzeichnet ist, die Mutter als Vermittlerin wahrzunehmen« und ein Stadium, in dem die »bedingte halluzinatorische Omnipotenz« regiert, man achte auch auf die Sprache, »in dem verschwommen wahrgenommen wird, dass man Bedürfnisbefriedigung nicht selbst herbeiführen kann, sondern, dass sie von irgendwo ausserhalb des Selbst kommt (primärer Narzissmus in der beginnenden symbiotischen Phase)« (1980, 60).

6.3.2 Um das zwischendurch noch einmal klar zu stellen: Mir geht es hier nicht darum, ein Horrorbild der Psychoanalyse zu entwerfen, gar hämisch über sie herzuziehen oder Freud und seine Jünger mit Schmutz zu bewerfen und ihre Erkenntnisse zu verdammen - obgleich zu ihren Konvertierungsritualen, sektenhaften Organisationsformen und selbstbezüglichen Theoriebildungen auf kryptoreligiöser Grundlage durchaus einige kritische Takte zu schlagen wären. Die Psychoanalyse, das Gespräch zweier Menschen technisch zu handhaben, war zweifellos eine »grossartige Erfindung« (Ricoeur 1969). Es erübrigt sich auch der Hinweis, die meisten Psychoanalytiker hätten sich mittlerweile der modernen Entwicklungsforschung zu- und von Freuds Ansichten mehr oder minder deutlich abgewandt. Dies ist mir wohl bekannt. Die Tatsache, dass man in der Psychoanalyse beginnt, die Dinge heute anders zu sehen, finde ich interessant - auch wenn es mir geradezu rührend vorkommt, wie Psychoanalytiker versuchen, die Kleinkindforschung zu berücksichtigen und dabei unhaltbare zentrale Aussagen ihrer heiligen Schriften, die insbesondere wesentliche Strukturen ihres Denkens geprägt haben, über die Runden zu retten.

Mir geht es hier primär um ein wissenschaftstheoretisches Anliegen, nämlich diskursanalytisch und dekonstruktiv am Beispiel der Freudschen Theorie auf die den psychotherapeutischen Theoriebildungen inhärenten, mythischen, kryptoreligiösen Modellvorstellungen hinzuweisen, die lange Zeit die Blickwinkel nicht nur der Psychoanalyse ausgemacht haben und die, solange sie nicht decouviert und einer substantiellen Kritik unterzogen werden, latent bis heute fortwirken. Aus der diskursanalytischen Haltung muss man sich fragen, wie es eigentlich sein konnte, dass sie wider alle Erfahrung und besseres Wissen die psychoanalytische Erfahrung so tiefgreifend prägen und sich so lange halten konnten. Freud (1910) selbst hat in »Über 'wilde' Psychoanalyse«, darauf hingewiesen, dass das Ersetzen des Nichtwissens durch Wissen nur von geringer Relevanz für den bleibenden therapeutischen Erfolg ist: »Nicht dies Nichtwissen an sich ist das pathogene Moment, sondern die Begründung des Nichtwissens in inneren Widerständen, welche das Nichtwissen zuerst hervorgerufen haben und es jetzt noch unterhalten« (1910, 123).

Mein Anliegen könnte insofern eigentlich auf der Linie Freudschen Denkens gut akzeptiert werden. Denn es bleibt ja die Frage bestehen, woher dieser oben skizzierte, einseitige »böse Blick« auf das Kind und seine Entwicklung kommt. Wieso das Kind »so

schräg« »pathomorph«, ja - wie man heute geneigt ist anzunehmen - eigentlich gar nicht richtig gesehen wurde. Wieso also konnte keine positive Ansicht über das Kind und seine Entwicklung zustande kommen? Wieso gerieten nicht die das Kind glücklich bejahenden, liebevoll fördernden Menschen in den psychoanalytischen Blick? Und, wieso gab Freud und geben noch immer viele seiner Anhänger die menschliche Entwicklung letztlich als notwendige Unterdrückung von Trieben aus, um sogenannte Kultur inklusive des - allerdings dann leider unvermeidlichen - Unbehagens in der Kultur zu produzieren? Wieso schlossen sich Triebbefriedigung und Zivilisation für Freud aus und wieso hat Freud das sogenannte Realitätsprinzip von seiner Kritik weitgehend ausgenommen und statt dessen - in Freuds Denken letztlich dem strengen Vaterimago - so grosses Gewicht beigemessen? Und, nicht zuletzt, warum wird heute noch immer das Abstinenzprinzip, definiert als Versagungshaltung und insbesondere Berührungsverbot zur Entscheidungsfrage der Psychoanalyse erhoben (Bauriedel 1999)?

6.3.3 Petzold / Orth (1999) verwiesen auf die kryptoreligiösen Wurzeln der Psychoanalyse: Das jüdisch-christliche Bild des unreinen, von der Erbsünde belasteten, dämonenbesessenen, männlichen Säuglings, der erst beschnitten und exorziert (getauft) werden musste. Das Bild eines Menschen, der im Taufexorzissmus aufgefordert werden musste, dem »Satan und seinen Vasallen« zu entsagen, dem er erbsündig zunächst einmal verfallen war.

Wir könnten dieser Art weiterfragen, z.B. wieso der beschnittene Jude Freud, wenn auch wegen seines Kampfes gegen die Religion »ein gottloser Jude« - wie ihn Peter Gay (1988) einmal genannt hatte, dem männlichen Kind ausgerechnet einen »Kastrationskomplex« verpasst hatte. Und, mit dem



Blick auf die jüdische Liturgie, die strikt zwischen Männern und Frauen trennt und den Männern weitgehend das Sagen vorbehält, warum er dem weiblichen Kind, das an der Beschneidung vorbeikommt, einen »Penisneid« ange-dichtet hatte. Ich frage erlebnistheoretisch orientiert etwas aufdringlicher weiter: Mussten mit der Fiktion der Fühl-

losigkeit bzw. des Reizschutzes des Säuglings dessen Schmerzen bei der Beschneidung geleugnet werden? Mussten mit der Vorstellung des kindlichen Autismus dessen entsetzter, panischer Blick auf seine Peiniger für diese erträglich oder verdrängbar gemacht werden? Mussten die Gemüter der Umstehenden - das grausam blutige Ritual der Knabenbeschneidung fand in der Regel am achten Tag nach der Geburt im Familienkreis, in Anwesenheit auch der Kinder statt - auf diese Weise beruhigt werden?

Forschungen über die Schmerzempfindlichkeit von Säuglingen und der leiblichen Sedimentation von Lebenserfahrung auch beim frühen Säugling - am Beispiel der Beschneidung - zeigen, dass Säuglinge, die beschnitten sind, mehrere Wochen lang signifikant schreckhafter und verängstigter sind, als unbeschnittene. Wie ist im Kontext solcher Ergebnisse, die Erfindung einer Gedankenfigur wie der »frühen Störung« zu interpretieren?

7. WAS IST DAS ÜBERHAUPT, PSYCHOTHERAPIE?

7.1 Ich möchte zum Schluss meiner Vorüberlegungen auch zur »*Psychotherapie*« kommen: Der ungarisch-amerikanische, schulenübergreifende Psychoanalytiker Franz Gabriel Alexander (1950,1957; Alexander/French 1946) traf u.a. drei bemerkenswerte Bestimmungen:

☞ Zum einen sagte er, in der Psychotherapie geschehe letztlich nichts anderes, als in einer intakten Familie geschehe.

☞ Zum andern sagte er, Psychotherapie sei eine moderne Art des Menschen sich zu verstehen.

☞ Schliesslich meinte er auch, man müsse für jeden Patienten eigentlich ein eigens abgestimmtes, psychotherapeutisches Verfahren erfinden.

Was die erste Bestimmung angeht, so war Alexander der Auffassung, dass die in der Psychotherapie angemeldeten Probleme wohl etwas mit dem misslingenden Aufwachsen von Menschen in Familien zu tun hätten und dass die Psychotherapie über die Einsicht hinaus eine »*korrigierende emotionale Erfahrung*« vermitteln müsse, indem sie u.a. intakte Familienstrukturen simuliert, die der Patient dann heilsamerweise genießt.

7.2 Die historisch-soziologische Analyse zeigt, **Psychotherapie ist ein modernes Phänomen**. Sie ist insofern ein modernes Phänomen, als sie eine moderne Reaktion mit modernen Mitteln auf ein modernes Problem darstellt.

Auch wenn die Psychotherapie ein modernes Phänomen ist, so steht sie doch in gewissen Traditionen, z.B. der Tradition von Schamanen, von Medizinmännern, von Priestern etc. auf die ich hier nur kurz verweisen will. Meines Erachtens erwächst aus diesen Traditionen heutzutage nur noch wenig Begründungskraft und Erklärungswert für die modernen Verfahren der Psychotherapie und die professionell institutionalisierte Dienstleistung Psychotherapie.

Ohne kritische Reflexion ist der Rückgriff auf diese Tradition immer in Gefahr, letztlich unhistorische, romantische, ideologische Bemäntelungen der derzeitigen Situation der Psychotherapie hervorzubringen, nämlich die Tatsache zu verschleiern, dass Psychotherapie heutzutage eine professionell institutionalisierte Dienstleistung ist. Zu bedenken ist allerdings auch, dass die bloße Abwehr dieser Tradition in Gefahr liefe, das Abgelehnte in der Abwehr zu tradieren.

Ich möchte hier zwei, in der Regel zu wenig bedachte Aspekte erörtern:

☞ Zum einen auf den historischen Prozess der Freisetzung des Helfens aus der Gesamtheit mitmenschlicher Lebensvollzüge bis hin zur Herausbildung der professionellen Institutionalisierung der Psychotherapie und

☞ zum andern auf den Zusammenhang der Entwicklung der psychotherapeutischen Verfahren und ihrer professionellen Institutionalisierung.

Die zweite Bestimmung Alexanders verweist zum einen auf den notwendig erkenntniskritischen, philosophischen und sozialwissenschaftlichen Horizont der Psychotherapie, der den traditionell individualisierenden, psychologisierenden Gesichtspunkt der Psychoanalyse überschreiten muss und berücksichtigt zum andern die Ansicht, dass der moderne Mensch aufgrund seiner Lebenserfahrung nicht mehr ohne weiteres in der Lage sei, mit den Verständnismustern auszukommen, die ihm konventionellerweise angeboten werden und deshalb auf die Psychotherapie zurückgreifen müsse, um dermassen gebildet sein Erleben und Verhalten in der Welt zu verstehen.

Das letzte Argument Alexanders verweist schliesslich darauf, dass es kein pauschalisiertes monologisches und monothematisches psychotherapeutisches Vorgehen geben könne, sondern, dass ein psychotherapeutisches Verfahren indikationspezifisch variantenreich und kreativ auf den jeweiligen Patienten abgestimmt sein müsse, um ihm zu helfen.

Anders ausgedrückt: Ich behaupte, die Tatsache der Entwicklung der konkreten Formen und Verfahren psychotherapeutischer Praxis ist ebensowenig zeitloses oder naturgegebenes Phänomen und auch kein Sachzwang, der sich aus der Verfassung des Menschen ergäbe, wie es auch »*den*« Menschen und nicht das ewig Menschliche gibt. Die Tatsache der Ausprägung der konkreten Formen und Verfahren der Psychotherapie ist vielmehr zuerst spezifischer Ausdruck der Veränderung bestimmter historisch-gesellschaftlicher Bedingungen. Die Entstehung und Entwicklung von Psychotherapie ist im Zusammenhang mit der historisch zunehmenden Exposition des Individuums zu sehen. Diese veränderten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen prägen in hohem Masse die Formen und Verfahren von Psychotherapie, wie auch das psychotherapeutische Denken. Ihr kommen in diesem Kontext bestimmte Bedeutungen zu, die zu ermitteln wären.

Meine Hypothese genauer eingegrenzt und variiert: Psychotherapie hat sich aus der Gesamtheit alltäglichen Lebens als gesondertes gesellschaftliches Subsystem professionell institutionalisierten Verhaltens entwickelt. Dies lässt sich sowohl an den Bedingungen, unter denen es zur Psychotherapie kommt, als auch an bestimmten Merkmalen der Praxis und der Denkweisen der Psychotherapie belegen.

Ich möchte dies im Folgenden kurz exkursiv ausführen: Die Geschichte des Helfens - in diesem Kontext ist auch die **Geschichte der Psychotherapie** zu verstehen - zeigt einen Prozess zunehmender funktionaler Differenzierung, die man systemtheoretisch als Desintegration bezeichnen könnte.

Der Systemtheoretiker Niklas Luhmann (1973) analysierte »*Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen*«. Luhmann unterschied dabei grob drei Gesellschaftstypen: Archaische Gesellschaften, hochkultivierte Gesellschaften und moderne Gesellschaften.

Archaische Gesellschaften sind relativ homogene Organisationen z.B. Stammesverbände, die direkt produzieren bzw. sich reproduzieren und nur geringe Arbeitsteilung und funktionale Differenzierung kennen.

Hochkultivierte Gesellschaften sind demgegenüber Gesellschaften mit vielfältiger Arbeitsteilung in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, die klare Schichtdifferenzierungen aufweisen, durch soziale Spannungen zwischen den Schichten gekennzeichnet sind und daher einen politischen und bürokratischen Überbau entwickelt haben.

Moderne Gesellschaften sind industriell hochentwickelte, ursprünglich kapitalistisch organisierte Gesellschaften mit einem hohen Mass an innerer funktionaler Differenzierung und Komplexität. Moderne Gesellschaften sind in der Regel sozialstaatlich organisiert mit einer riesigen juristisch und sozialtechnokratisch rationalisierten Bürokratie mit ständig wachsendem Zuständigkeitsanspruch

Luhmanns Argument: Mit der Zunahme gesellschaftlicher Differenzierungen verändert sich der herrschende Typus der Hilfe. In der archaischen Gesellschaft war Hilfe ökonomisches Prinzip und insofern unmittelbares Konstituens und des sozialen Lebens. Ökonomische Leistungen wurden regelmässig auf dem Weg gegenseitiger Hilfe erbracht.

In hochkultivierten Gesellschaften waren demgegenüber ökonomische Leistungen und Hilfe voneinander getrennt. Die Gesellschaft konstituierte sich über den Vertragsabschluss bzw. das zugrundeliegende Tauschverhältnis. Hilfe besonderte sich und rückte in den Rang eines öffentlichen Instituts, das relativ unabhängig neben dem ökonomischen Bereich bestand und dem subsidiäre Funktion zukam. Der Form nach stellte sie in erster Linie moralisch generalisierte, individuelle Ausübung karitativer Tugenden seitens der Besitzenden bzw. Privilegierten dar, die von den Besitzlosen bzw. Unterprivilegierten eingefordert werden konnte.

Als elitäre Variante dieses Typus wurde Hilfe auch gegen Honorar als Ausübung sogenannter klassischer Professionen erbracht, die historisch dieser gesellschaftlichen Entwicklungsstufe zuzurechnen sind.

In der modernen Gesellschaft ist Hilfe regelmässig auf zwei Weisen verfasst: Soweit sie gemäss Angebot und zahlungsfähiger Nachfrage vermarktet werden kann, ist sie privat-geschäftliche Dienstleistung. Soweit dies nicht der Fall ist, aber Legitimations- und Förderungsfähigkeit besteht und öffentliche Mittel verfügbar sind, wird sie im Rahmen sozialer Dienste erbracht.

Hilfe in der modernen Gesellschaft ist nicht mehr Bestandteil des Systems mitmenschlichen Alltagshandelns, sondern diesem desintegriert, in ein Subsystem ausgelagerte Sache bezahlter Experten, innerhalb darauf spezialisierter, bürokratisch verfasster Einrichtungen. Hilfe besteht heutzutage als organisiertes Angebot, das konsumähnlich bei entsprechenden Anlässen zu nutzen ist.

Ich habe einmal die These vertreten, dass soziale Identität in der modernen Gesellschaft nicht nur über die Stellung im Arbeitsprozess und den konsumtiven Besitz gestiftet wird (Horn 1967), sondern, soweit dieser Vorgang gestört ist und bei den Individuen zu Störungen führt, auch über den Konsum professionell institutionalisierter psychosozialer und psychotherapeutischer Hilfe (Schuch/Schuch 1980).

Zwar finden wir in der modernen Gesellschaft auch ursprüngliche und moralisch generalisierte Formen von Hilfe, die dominante und für das System typische Form ist jedoch die planmässige Beseitigung von Problemfällen durch Experten:

Nach Qualifikation und Kompetenz eingestellte Mitarbeiter üben in Dienststellen gegen Bezahlung innerhalb festgelegter Arbeitszeiten nach bestimmten expertenhaften Regeln ihren Beruf aus (Schuch/Schuch 1980, 45).

Diese expertenhaften Regeln - in unserem Kontext die psychotherapeutischen Verfahren - weisen interessanterweise Merkmale auf, die man unmittelbar mit der konkreten Institutionalisierung von Hilfe in Beziehung setzen kann: Die Merkmale der Institutionalisierung von Psychotherapie, u.a. soziale Besonderung und Desintegration werden in den meisten psychotherapeutischen Verfahren methodisch funktionalisiert und rationalisiert: Trennung und Distanz von Therapeut und Patient, Unabhängigkeit des Therapeuten, Abstinenz, Dominanz des Experten, Serialität und Begrenztheit der Therapie (Schuch/Schuch 1980, 47f.).



7.3 Erschrecken Sie bitte nicht, wenn ich noch näher »*ad fontes*« gehe, nämlich grundsätzlicher die Frage stelle, »*Was ist das überhaupt, 'Psychotherapie'?*« -»*Was wäre eine 'Psyche', was ihre 'Therapie'?*«

Wir begeben uns bei der Erörterung der Fragestellung und bei dem Versuch einer Antwort wiederum mitten in die Problematik der inhärenten Gedankenfiguren und Modellvorstellungen der Psychotherapie.

Also: Was ist diese Psyche, die wir als Psychotherapeuten vorgeben zu behandeln? Fakt ist doch, dass dieses keiner genau anzugeben weiss: Die Psyche als Gegenstand der Psychotherapie ist bis heute im psychotherapeutischen Denken unbestimmt geblieben. Es gibt keine rational nachvollziehbare und intersubjektiv nachprüfbare Definition von Psyche (Petzold/Orth 1999).

Nicht grundlos haben die akademischen Psychologen in überwiegender Zahl das grosse Thema verlassen und sich reduktiv auf psychologische Konstrukte und Teilaspekte konzentriert, die sie beobachten, quantifizieren und messen können: Lernen, Gedächtnis, Verhalten, Motivation etc. und sich davon distanziert, z.B. in geisteswissenschaftlich-literarischer Weise sich ganzheitlich, phänomenologisch und erlebnistheoretisch mit dem menschlichen »*Seelenleben*« zu befassen. Immerhin sind sie auch zu sozialpsychologischen und psychoökologischen Fragestellungen durchgedrungen, soweit diese in ihren Wissenschaftsbegriffen passten und insbesondere messbar vorkamen.

Wir schleppen im Psychotherapeutischen Diskurs indessen immer noch mit den Begriffen »**Psycho**«-**Therapie** und »**Psycho**«-**Somatik** eine Art des Denkens mit, das traditionsreiche Implikationen birgt, nämlich die Vorstellung des Körper-Seele-Dualismus. Die Psyche war der göttliche Hauch, der den von einem Vater-Gott aus Erde geformten Menschen zum Leben erweckte.

Der in diesem Zusammenhang meistzitierte Klassiker, Rene Descartes hatte in seinen »*Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*« behauptet, Geist und Körper seien zwei unterschiedliche Substanzen. Er nahm darüber hinaus an, dass die Erkenntnis des menschlichen Geistes ursprünglicher sei als die des Körpers.



Den körperlichen Dingen schrieb er eine eigene Existenz zu. Er räumte allerdings in seiner sechsten Meditation ein, dass die körperlichen Dinge »*vielleicht nicht alle genau so, wie ich sie mit den Sinnen wahrnehme*« existierten, »*da ja die sinnliche Wahrnehmung vielfach recht dunkel und verworren*« sei (Descartes 1960, 71).

In diesem Dualismus wirft indessen nicht nur die Seite der Seele Probleme auf, auch die scheinbar unproblematische Seite des Körpers bildet erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch gesehen eine überaus fragwürdige Basis.

Der Descartesche Dualismus wird heutzutage nicht nur seitens der Leibphilosophie, die vom Chiasmus von Sehendem und Gesehenen ausgeht (Merleau-Ponty 1986, 172), in Frage gestellt. Aus der Sicht der modernen Physik ist die Descartesche Auffassung, die Essenz des Körpers sei seine Ausdehnung, wissenschaftlich überholt. Descartes wusste noch nichts von Neutrinos, die ebenso wie der immaterielle Geist ungestört Wände durchdringen können und von Protonen, die ebensowenig Masse besitzen wie er.

Aber auch die physikalistische Auffassung von der rein physischen Natur des Geistes beinhaltet erhebliche erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Probleme, denn auch sie kann das Materielle nicht abschliessend bestimmen. Und so muss letztlich leider offen bleiben, was mit dem von ihr hypostasierten »*Materiellen*« exakt gemeint sein könnte. Wissenschaftstheoretisch muss man auch den derzeitigen Stand der Mikrophysik wohl nur als ein Durchgangstadium ansehen: Es ist sehr wahrscheinlich, dass die derzeitige wissenschaftliche Sicht der Welt ebenso vorläufig ist, wie sich alle vorangegangenen Welterklärungen aus heutiger Sicht als lediglich vorläufige Explikationsversuche erwiesen haben. Das vom Geist unterschiedene Materielle gibt lediglich einen Stand der gegenwärtigen wissenschaftlichen Erkenntnis wieder und müsste aus leibphilosophischer Sicht noch um die Sinnlichkeit des das Materielle realisierenden Subjekts erweitert werden.

Der derzeitige Stand der Forschung (Damasio 1995; 1999) weist indessen darauf hin, dass somatische Prozesse, neuronales und immunologisches System, Emotionen, Kognitionen und Volitionen untrennbar miteinander verwoben sind. Es erscheint daher abwegig, sie immer noch nach Massgabe historisch überholter Modellvorstellungen zu trennen, um sie anschliessend isoliert psychologisch zu untersuchen und therapeutisch zu behandeln.

Solange aber Psychotherapietheorien, immer noch dualistisch denkend, unreflektiert am Psyche-Begriff festhalten und es keine psychotherapieimmanente Kritik an diesem Begriff gibt, wird dem Faktum ausgewichen, dass man in der Psychotherapie keine psychologischen Konstrukte oder medizinisch-psychiatrische Diagnosen behandelt, sondern konkrete Menschen: »*Subjekte in ihrer Lebenswelt*«.

8. SCHLUSS

Was ich abschließend, als bewußtes, gegenwärtiges Anliegen meiner Ausführungen über "Geschichte und Psychotherapie" noch einmal kurz unterstreichen will: Das historische Phänomen Psychotherapie stellt sich aus meiner Perspektive in erster Linie als Humantherapie dar, die eines "erweiterten Denkens" bedarf. Das historische Phänomen Psychotherapie wäre als Therapie von Menschen in Kontext und Kontinuum zu begreifen. Sie hätte im Sinne einer ganzheitlichen und differentiellen Betrachtung insbesondere zeittheoretische Konzepte zu integrieren. Als elaborierte Gedankenfigur bietet sich hierzu hervorragend die Vorstellung eines perspektivisch-perichoretischen Zeitbewußtseins an. Nicht zuletzt wären auch die Kategorien und Kriterien diskursanalytisch ins Visier zu nehmen, nach denen Psychotherapie professionell institutionalisiert und psychische Erkrankungen konventionell definiert und verstanden werden. Nicht zuletzt wäre auf kryptoreligiöse Traditionen und mythologische Denkweisen zu reflektieren, die den Institutionalisierungen und Prozeduren sowie latenten Heilserwartungen der Psychotherapie inhärent sind.

Ich brauchte ausblickend eigentlich nicht besonders darauf hinzuweisen, daß auf diesem Hintergrund Psychotherapie eine immens kritische Dimension erhält: Die Therapie problematischen Erlebens und Verhaltens kann nicht ohne eine Behelligung, nicht ohne eine Kritik der Verhältnisse ablaufen, in der sie stattfindet. Auch die Prozeduren und Denkweisen müßten aufs Korn genommen werden, die sowohl Psychotherapeuten als auch Patienten miteinander realisieren, die sie erleben, verinnerlichen und reproduzieren. Psychotherapie käme darüber hinaus auch nicht umhin, sich unbedingt ethisch zu orientieren und sich einen Entwurf vom "guten Leben" zu machen. Dieser Begriff hätte allerdings das Purgatorium der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Kritik zu passieren.

Dr. Hans Waldemar Schuch M.A.
Zilleweg 2
D-58840 Plettenberg

dr.schuch@gmx.de



»Wintercount« der Kiowa. Häuptling 'Little Mountain' notierte jedes Jahr von 1833 bis 1866 (jeweils Sommer und Winter) nach den wesentlichsten Ereignissen auf Büffelhaut. Sein Neffe führte sie bis 1892 fort und übergab sie dann der siegreichen US-Armee. (In der Schweiz Sonderbundskrieg und Gründung des heutigen Bundesstaates) H.

LITERATUR

- Alexander, F. (1950): Analyse der therapeutischen Wirkfaktoren in der psychoanalytischen Behandlung. *PSYCHE* 4, 8, 401 - 416.
- Alexander, F. (1957): Psychoanalysis and Psychotherapy. Developments in Theory, Technique, and Training. London.
- Alexander, F. / French, T. (1946): Psychoanalytic Therapy. Principles and Application. Lincoln.
- Andiel, A. (1971): Politische Bildung und private Macht. Stuttgart.
- Bauriedl, T. (1998): Ohne Abstinenz stirbt die Psychoanalyse. Über die Unvereinbarkeit von Psychoanalyse und Körpertherapie. *Forum der Psychoanalyse*, 14, 4, 342 - 363.
- Berger, P.L. / Luckmann, T. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt.
- Bergmann, K. (1972): Personalisierung im Geschichtsunterricht - Erziehung zur Demokratie? Stuttgart.
- Cabre, L.J.M. (1999): Ferenczis Beitrag zum Konzept der Gegenübertragung. *PSYCHE*, 53, 5, 457 - 476.
- Cremerius, J. (1981): Die Konstruktion der biographischen Wirklichkeit im analytischen Prozeß. In: ders. (1984): Vom Handwerkszeug des Psychoanalytikers: Das Werkzeug der psychoanalytischen Technik. Bd. 2, Stuttgart/Bad Cannstatt, 398 - 425.
- Damasio, A. (1995): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München.
- Damasio, A. (1999): The Feeling of What Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness. New York.
- Derrida, J. (1997): Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression. Berlin.
- Descartes, R. (1960): Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. (Hrsg. von L. Gäbe) Hamburg.
- Dilthey, W. (1966): Einleitung in die Geisteswissenschaften. Ges. Schriften I, Köln.
- Dreikurs, R. (1969): Grundbegriffe der Individualpsychologie. Stuttgart.
- Droysen, J.G. (1958): Historik. Darmstadt.
- Dülmen, R.v. (1989): Die Liebe in der frühen Neuzeit. Historische Aspekte der Emotionalität. In: FORSCHUNG. Mitteilungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) 3, 14 - 16.
- Ferenczi, S. (1913): Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Bausteine I, 62 - 83.
- Ferenczi, S. (1924): Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis. Bausteine III, 220 - 244.
- Ferenczi, S. (1931): Kinderanalysen mit Erwachsenen. Bausteine III, 490 - 510.
- Foucault, M. (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archeologie der Humanwissenschaften. Frankfurt.
- Foucault, M. (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt.
- Foucault, M. (1977): Sexualität und Wahrheit 1, Der Wille zum Wissen. Frankfurt.
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Foucault, M. (1986): Sexualität und Wahrheit 2, Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt.
- Foucault, M. (1989): Sexualität und Wahrheit 3, Die Sorge um sich. Frankfurt.
- Freud, S. (1910): Über "wilde" Psychoanalyse. *GW VIII*, 117 - 125.
- Freud, S. (1911): Formulierungen über die zwei Prinzipien psychischen Geschehens. *GW VIII*, 230 - 238.
- Freud, S. (1914): Zur Einführung des Narzißmus. *GW X*, 137 - 170.
- Freud, S. (1926): Die Frage der Laienanalyse. *GW XIV*, 207 - 296.
- Friedeburg, L. / Hübner, P. (1970): Das Geschichtsbild der Jugend. München.
- Fromm, E. (1980): Ihr werdet sein wie Gott. Reinbek bei Hamburg.
- Fromm, E. (1981): Sigmund Freud. Seine Persönlichkeit und Wirkung. Frankfurt/Berlin/Wien.
- Gabel, J. (1967): Ideologie und Schizophrenie. Formen der Entfremdung. Frankfurt.
- Gay, P. (1988): Ein gottloser Jude. Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse. Frankfurt.
- Gopnik, A./Meltzoff, A.N./ Kuhl, P. (1999): The Scientist in the Crib. Morrow.
- Grawe, K. (1995): Abschied von den psychotherapeutischen Schulen. *INTEGRATIVE THERAPIE* 21, 1, 84 - 89.
- Grawe, K. (1998): Psychologische Therapie. Göttingen / Bern / Toronto/Seattle.
- Gurjewitsch, A.J. (1993): Stimmen des Mittelalters, Fragen von heute: Mentalitäten im Dialog. Frankfurt/New York.
- Hegel, G.W.F. (1970): Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in: ders.: Werke in 20 Bänden, Bd. 12, Frankfurt.
- Herzog, W. (1984): Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen.
- Kielmann, B./Kollak, B. (Hrsg.) (1989): Lebens-Gestalt und Zeitgeschichte. Kongreßdokumentation der Hamburger Gestalttage 1989.
- Kilian, H. (1971): Das enteignete Bewusstsein. Zur dialektischen Sozialphilosophie. Neuwied/Berlin.
- Levinas, E. (1989): Die Zeit und der Andere. Hamburg.
- Levinas, E. (1983/1999): Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie. Freiburg/München.
- Luhmann, N. (1973): Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Otto, H.-U./Schneider, S. (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. I, Neuwied.
- Marcuse, L. (1972): Sigmund Freud. Sein Bild vom Menschen. Zürich.
- Marquard, O. (1987): Transzendentaler Idealismus, Romantische Naturphilosophie, Psychoanalyse. Köln.
- Merleau-Ponty, M. (1967): Das Auge und der Geist. Reinbek bei Hamburg.
- Merleau-Ponty, M. (1986): Das Sichtbare und das Unsichtbare. München.
- Moser, T. (1999): Der Körper und die Psychoanalyse. Erwiederung auf T. Bauriedl: Ohne Abstinenz stirbt die Psychoanalyse. *Forum der Psychoanalyse*, 15, 2, 167 - 174.
- Neumann, J. (1954): Der nervöse Charakter und seine Heilung. Stuttgart.
- Petzold, H. G. (1975): Integrative Therapie ist kreative Therapie. Fritz Perls Institut, Düsseldorf mimeogr.
- Petzold, H.G. (1988): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. 2 Bde. Paderborn.
- Petzold, H.G. (1989/1990): Die Brille von vorgestern. Vergangenheitsprojektion und Zeitreisen in der Erinnerungs- und Antizipationsarbeit der Integrativen Therapie. *Gestalt und Integration*, 2/1989/1/1990, 44 - 58.
- Petzold, H.G. (1991): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen. In: ders.: (1991a), 333 - 396.
- Petzold, H.G. (1991a, 1992, 1993): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulübergreifende Psychotherapie. 3 Bde. Paderborn.
- Petzold, H.G. (1995): Die Kraft liebevoller Blicke. Paderborn.
- Petzold, H.G. / Leuenberger, R. / Steffan, A. (1997/1998): Ziele in der Integrativen Therapie. *GESTALT UND INTEGRATION*, Sonderheft Bd. 1, 142 - 188.
- Petzold, H. G. / Orth, I. (1993): Therapietagebücher, Lebensspanorama, Gesundheits-/Krankheitspanorama als Instrumente der Symbolisierung und karrierebezogenen Arbeit in der Integrativen Therapie. Petzold, H.G./ Sieper, J. (Hrsg.) (1993): Integration und Kreation. Paderborn, 125 - 171.
- Petzold, H.G. / Orth, I. (1999) Die Mythen der Psychotherapie. Paderborn.
- Petzold, H.G. / Schuch, H.W. (1992): Grundzüge des Krankheitsbegriffes im Entwurf der Integrativen Therapie. In: Pritz, A./Petzold, H.G. (Hrsg.): Der Krankheitsbegriff in der modernen Psychotherapie. Paderborn, 371 - 486.
- Ricoeur, P. (1969): Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt.
- Ricoeur, P. (1988): Zeit und Erzählung Bd. I: Zeit und historische Erzählung. München.
- Ricoeur, P. (1989): Zeit und Erzählung Bd. II: Zeit und literarische Erzählung. München.
- Ricoeur, P. (1991): Zeit und Erzählung. Bd. III: Die erzählte Zeit. München.
- Sartre, J.P. (1962): Das Sein und das Nichts. Hamburg.
- Schopenhauer, A. (1977): Die Welt als Wille und Vorstellung. Zürich.
- Schuch, A. / Schuch, H.W. (1980): Einige psychologische und soziologische Aspekte professionell institutionalisierter Hilfe. *GRUPPENDYNAMIK*, 11, 1, 42 - 53.
- Schuch, H.W. (1981): Probleme mit der Unterrichtsform - Zur Didaktik struktureller gesellschaftlicher Antagonismen. *GRUPPENDYNAMIK IM BILDUNGSBEREICH*, 8, 4, 3 - 40.
- Schuch, H.W. (1988): Psychotherapie zwischen Wertorientierung und Normierung. *INTEGRATIVE THERAPIE*, 14, 2/3, 108 - 131.
- Schuch, H.W. (1990): Über Persönliches im Werk. *INTEGRATIVE THERAPIE* 16, 134 - 152.
- Schuch, H.W. (1994): Aktive Psychoanalyse. Sandor Ferenczis Beitrag zur Technik der Psychotherapie. *INTEGRATIVE THERAPIE* 20, 1/2, 68 - 100.
- Schuch, H.W. (1998): Sandor Ferenczi, Pionier der modernen tiefenpsychologischen Psychotherapie. Einige Aspekte des theoretischen Werkes von Sandor Ferenczi (1873 - 1933). *GESTALT THERAPIE*, 12, 1, 3 - 21.
- Schuch, H.W. (1999): Intersubjektivität, Kreativität, Leiblichkeit. *Ohrbecker Studien* 17, Ohrbeck.
- Schuch, H.W. (2000): Grundzüge eines Konzepts und Modells Integrativer Psychotherapie. *INTEGRATIVE THERAPIE* 26, 2/3, im Druck.
- Schuch, H.W. (2000): Bedeutsame Akzentverschiebungen: Von der Genitaltheorie zur Elastischen Psychoanalyse. *INTEGRATIVE THERAPIE*, 26, im Druck.
- Signer-Brandau, D. (1986): Imagination in der Gestalttherapie. In: Singer, J.L./Pope, K.S. (Hrsg.) (1986): Imaginative Verfahren in der Psychotherapie. Paderborn, 431 - 450.
- Stern, D. N. (1992): Die Lebensführung des Säuglings. Stuttgart.
- Wehler, H.U. (1971): Geschichte und Psychoanalyse. Frankfurt/Berlin/Wien.